L. F. Clauß

Rasse und Charakter

I. Teil

Raſſe und Charakter

Von

Ludwig Ferdinand Clauß

Erſter Teil:
Das lebendige Antlitz

Zweiter Teil:
Die Lebensrolle

1938

Verlag Moritz Dieſterweg, Frankfurt am Main

Raſſe und Charakter

Von

Ludwig Ferdinand Clauß

Erſter Teil

Das lebendige Antlitz

Zweite, erweiterte Auflage

Mit 55 Bildern
nach eigenen Aufnahmen
des Verfaſſers

Bücherei d. Röntgen-Realgymnasiums Rd.-Lennep
9211 N55

1938

Verlag Moritz Dieſterweg, Frankfurt am Main

8410

Meinem Bruder

Dr. Wilhelm Clauß

in Dankbarkeit

Copyright 1938 by Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main

Printed in Germany

Inhalt

Seite

Vorwort 7

1. Raſſenſeelenforſchung. Das Gezüge des Leibes . 9

2. Geſtalt und Gebrauch der Ausdruckszüge
Beiſpiele: Augenſenken und Nackenwerfen . . . 18

3. Zweierlei Geſicht. Der Artriß 48

4. Umriß und Ausfüllung. Sollen und Sein 57

5. Raſſen-„Eigenſchaften"? Stile der Wahrhaftigkeit
und des Lügens 82

Erläuterungen und Zuſätze 105

Stichwörterverzeichnis: am Ende des zweiten Teiles.

Vorwort zur 2. Auflage

Ehe ich meinen Leſern den zweiten Teil dieſes Buches vorlegen darf, wird eine zweite Auflage des erſten Teiles nötig. Ich ſchließe daraus, daß die Abſicht des Buches weithin verſtanden wurde. Nur ein vereinzeltes Mißverſtändnis wurde laut, das noch in der Geiſteshaltung des endenden 19. Jahrhunderts gründet: die Ergebniſſe, die wir bringen, ſeien nicht genügend „allgemeingültig", weil wir — zu wenig Verſuchsperſonen bemühten. Dieſer Einwand iſt genau ſo klug, als wollte jemand die Tauglichkeit eines Kraftwagens bezweifeln mit der Begründung, es ſeien ihm zu wenig Ochſen vorgeſpannt. Die mimiſche Methode der Raſſenſeelenforſchung arbeitet weder mit herausgegriffenen „Verſuchsperſonen", noch glaubt ſie an die Wahrheit der Fragebogen; ſie ſucht den Menſchen in ſeiner eigenen Welt und in der fülligen Vielfalt ſeines Weſens. Freilich iſt es uns nicht vergönnt, dieſe ganze Fülle unſeren Leſern vorzuführen: welches Buch fände dafür Raum und welcher Verleger dürfte es mit ihm wagen? Wir bringen Ergebniſſe und nicht den Schutt der Werkſtatt; wir bringen den Wein, den wir gekeltert haben — nicht aber die trübe Maſſe, die in der Kelter bleibt. Doch füge ich, um Mißverſtändnis auszurotten, den Erläuterungen und Zuſätzen einen Abſchnitt über die Arbeitsweiſe der Raſſenſeelenforſchung bei (vgl. beſonders S. 107 ff. u. S. 114) und verweiſe ferner auf meine Antrittsvorleſung an der Berliner Univerſität „Raſſe iſt Geſtalt", die gleichzeitig als Heft 3 in den „Schriften der Bewegung" erſcheint.

Sommer 1937. L. F. C.

Aus dem Vorwort zur 1. Auflage

Der erſte Entwurf zu einem Buche „Raſſe und Charakter" entſtand in jenem Jahre 1932, das der Wende des deutſchen Schickſals vorausging. Mehr als vier Jahre lang hatte mich Forſchungsarbeit in Nordarabien und Paläſtina feſtgehalten. Das Deutſchland, in das ich heimkehrte, war anders als jenes, aus dem ich aufgebrochen war: es war das Land eines Volkes, das auf dem Wege war, innerlich zu ſich ſelbſt zurückzufinden.

Auch Jahre in der Fremde ſchaffen Selbſterkenntnis. Alle jene Fragen, die mich ſeit 1918 beſchäftigt hatten, umdrängten mich nach meiner Heimkehr

härter denn je; aber ſie fanden mich jetzt gerüſteter. Wer ſehen will, wie das eigene Haus ſich von anderen unterſcheidet, darf ſich nicht ſcheuen, ein Stück weit davon wegzugehen. Mit dem eigenen Volk iſt es nicht anders. Über den Wert aller Ausfahrt entſcheidet erſt die Heimkehr.

Dem Entwurf von 1932 folgten neue Entwürfe, aber es wurde kein Werk daraus. Das Volk war auf dem Wege, ſo auch ich. Wohl allen, denen es in dieſen Jahren gelang, ein Buch zu vollenden. Mir blieb es verſagt. Aus allen Teilen des Reiches rief man mich um Belehrung über Raſſenſeelenfragen. Nein zu ſagen, fand ich in dieſer Zeit kein Recht; ſo oft ich kommen konnte, kam ich. Das lebendige Wort gab mehr als das geſchriebene: auch mir ſelber gab es mehr. Überall fanden ſich Menſchen zu ernſter Arbeit zuſammen; ich erfuhr, welche Fragen ſie in ihrem tätigen Leben bedrängten, und durfte ihnen darauf Antwort geben. Überall ging es zuletzt um die raſſiſchen Wurzeln des Charakters. So wurde das Forſchen gemeinſam und blieb im friſchen Fluſſe des neuen deutſchen Werdens. Allen den deutſchen Männern und Frauen, Jungen und Mädchen, die mir in dieſen zwei Jahren die Führung gemeinſamer Arbeit anvertrauten, ſage ich heute freudigen Dank und lege die Frucht unſerer Arbeit in ihre Hände.

Wir haben es gelernt, Charakter wieder als das zu begreifen, was „ſich bildet in dem Strom der Welt". Es ging uns nicht um ein akademiſches Kümmelſpalten, nicht um Aufteilung des lebendig Faßbaren in ertüftelte Einzelheiten; wir wollten *ſehen* und das vielfältige *Ganze* mit einem Blick umfaſſen. Was Charakter ſei, weiß jeder von uns im Grunde; es galt nicht, Kunſtgriffe des Denkens zu üben und verwickeltes Wiſſen zu häufen, ſondern dunkel Erfühltes ins Licht der Erkenntnis zu rücken, aus dem es dann nicht mehr entweicht.

Alle Charakterbildung weiſt auf Erziehung durch Vorbild und Geſchichte; Geſchichte aber weiſt auf Raſſe. Es gab Zeiten, welche die Dinge anders ſahen; wir ſind Kinder unſerer Zeit und ſehen die Dinge ſo. Zu keiner Zeit gab es ein zeitloſes Sehen; ein ſolches Sehen — auch in der wiſſenſchaftlichen Forſchung — könnte notwendig nur ein ſinnloſes Sehen ſein. Fragen, die durch die Arbeit vergangener Zeiten längſt gelöſt erſchienen, ſtellt eine neue Zeit ſich neu aus neu gewonnenem Felde und löſt ſie auch aufs neue. Zum Werkzeug aller künftigen deutſchen Volksgeſtaltung gehört das Wiſſen um Raſſe; auch Charakterkunde wird der Volksgeſtaltung dienen, aber nur dann, wenn Charakterkunde vom Wiſſen um Raſſe geſpeiſt wird.

I. Raſſenſeelenforſchung.

Das Gezüge des Leibes.

Wenn von einer Sache ſehr viel geredet wird, ſo pflegt dies zu bedeuten, daß irgend etwas an ihr nicht ganz in Ordnung iſt. In Deutſchland wird — nicht etwa erſt ſeit dem Jahre 1933, ſondern ſeit einem Jahrzehnt — weit mehr als in anderen Ländern von Raſſe geredet. Sollte dies bedeuten, daß es um die Raſſe in Deutſchland ſchlechter beſtellt ſei als anderswo? Nein, das wohl nicht. Es bedeutet nur, daß wir Deutſche durch unſer beſonderes Schickſal auf etwas geſtoßen worden ſind, das die meiſten anderen noch nicht bemerkt haben: darauf nämlich, daß Raſſe nicht etwas iſt, das nur die Fachgelehrten angeht, ſondern etwas, das ſich ſo ſehr in unſerem täglichen Leben auswirkt, daß wir Schaden nehmen, wenn wir es nicht beachten. In den meiſten Ländern — ausgenommen zum Beiſpiel die Vereinigten Staaten von Nordamerika — hat man dies nicht bemerkt oder man will es nicht bemerken. Denn wenn man es bemerkte, dann würde man ſich zu bitteren Entſcheidungen, zu harten Handlungen gezwungen ſehen; und ſo macht man denn lieber entſchloſſen die Augen zu und verbirgt ſein ſchlechtes Gewiſſen hinter einem breiten Hohngelächter.

Uns Deutſchen iſt in dieſem Punkte das Lachen vergangen. Der Raſſenkundige, der um dieſe Dinge gewußt hat und ſeit den Jahren nach dem Kriege mit dem Finger auf die faule Stelle deutet, wo etwas nicht ſtimmt in den raſſiſchen Beſtänden unſeres Volkes — der Raſſenforſcher darf es freudig als eine Wirkung ſeiner Arbeit ſehen, daß die Führer des neuen Reiches entſchloſſen ſind, das heutige Wiſſen um Raſſe beim Neubau des Volkes zu verwerten. Aber was anderswo zu wenig iſt, das iſt bei uns nun eher ein wenig zu viel geworden. Während man in anderen Ländern gefliſſentlich den Kopf in den Sand ſteckt und mit den übrigen Körperteilen verſucht, ſich über uns luſtig zu machen, hält ſich in Deutſchland bald jeder Primaner für befähigt und befugt, ein Lehrbuch oder doch wenigſtens ein Lehrheft über Raſſenkunde zu ſchreiben. Zumal die deutſchen Schulen hatten von der Überflutung des deutſchen Buchhandels mit Raſſenſchriften und -ſchriftchen

eine Zeitlang nahezu Unerträgliches auszuhalten. Soweit es ſich dabei nur um das Einpauken von Verzeichniſſen körperlicher Raſſenmerkmale handelt, bleibt die Sache verhältnismäßig harmlos, weil ſie — ſcheinbar — belanglos bleibt. Doch eben deshalb ſuchen dieſe zahlen- und tabellenfreudigen „Lehrmittel" nun auch die Seele des Menſchen in ihre Merkmalsverzeichniſſe hineinzufügen — vielmehr das, was ſie ſich unter „Seele" vorſtellen. So, wie man die leibliche Erſcheinung in eine Anzahl von Merkmalen aufgeteilt hatte — Haarfarbe, Augenfarbe, Körperhöhe, Maßverhältniſſe des Schädels uſw. —, genau ſo ſuchte man nun auch der Seele beizukommen, indem man ſie in ein ſtatiſtiſches Verzeichnis ſogenannter ſeeliſcher Eigenſchaften aufzulöſen meinte.

Ich darf hiervon ein kleines Beiſpiel bieten. Ein Lehrer eines badiſchen Kleinſtadtgymnaſiums überreichte mir ein ihm zur Anſicht zugeſandtes „Raſſenrad", das die Aufſchrift trägt: „Die Raſſen Europas." Dieſes neue Lehrmittel beſteht aus zwei Pappkarten in Poſtkartengröße, die in der Mitte durch einen Knopf zuſammengehalten ſind; um dieſen Knopf als Achſe läuft zwiſchen den beiden Karten ein Rad aus Pappe. Die beiden Pappkarten zeigen rechteckige Ausſchnitte mit der Überſchrift: „Nordiſch", „Oſtiſch", „Oſtbaltiſch" uſw.; ferner ganz oben noch einen Hauptausſchnitt. Dreht man nun das Rad, ſo erſcheinen an dieſem Hauptausſchnitt gewiſſe Stichwörter wie Kopfform, Hautfarbe, Haarfarbe, Augenfarbe, Körpergröße und, wenn man weiterdreht: Intelligenz, Temperament, Berufseignung, Führereignung. Mit jedem dieſer Stichwörter zugleich erſcheinen dann in den übrigen Ausſchnitten die Auskünfte über die einzelnen Raſſen. Stellen wir oben das Stichwort „Augenfarbe" ein, ſo erſcheint im Ausſchnitt „Nordiſch" die Auskunft „blau bis grau" und im Ausſchnitt „Oſtiſch" die Auskunft „kaltbraun bis ſchwarz"; und ſtellen wir oben das Stichwort „Intelligenz" ein, ſo ſagt im Ausſchnitt „Nordiſch" das Orakel: „urteilsfähig, wahrheitsliebend", im Ausſchnitt „Oſtiſch" dagegen erſcheinen die Worte: „geſund nüchtern denkend". Wohl dem, den hier der Witz nicht kitzelt! Möge keiner von uns ſich je dabei ertappen laſſen, daß er „geſund nüchtern denkt", denn damit käme er ja ſogleich auf die oſtiſche Liſte.

Ich würde mich bei dieſem Spielzeug nicht aufgehalten haben, wenn es nicht in mancher Hinſicht doch bedeutſam wäre. Man ſollte nicht achtlos mit der Miene des Gelehrtendünkels vorübergehen an Erſcheinungen der Zeit, die ſich im Volksbewußtſein bedeutſamer auswirken können als fachwiſſenſchaftliche Wälzer. Sieht man näher zu, was da eigentlich geſpielt wird, ſo ergibt ſich: die Vorlagen für ſolche Orakel und unzählige gleichgeſtimmte Raſſenſchriftchen finden ſich in fachwiſſenſchaftlichen Büchern ſelbſt, nur eben mit einem kleinen Unterſchied. Wenn in der Vorlage zu leſen iſt: unter

Menſchen nordiſcher Raſſe finden ſich häufig Urteilsfähigkeit und Wahrheitsliebe, ſo iſt dies etwas völlig anderes, als wenn man nun dieſe zweifellos vorkommenden Eigenſchaften zu abgrenzenden Merkmalen, die Raſſe von Raſſe ſcheiden ſollen, ſtempelt. Über die ſeeliſche Geſetzlichkeit des nordiſchen Menſchen oder irgendeiner anderen Raſſe iſt mit ſtatiſtiſchen Angaben über das Vorkommen von Eigenſchaften nicht das mindeſte geſagt und ſoll auch nichts Entſcheidendes geſagt werden. Sie ſind nicht aus ſeelenkundlichen, ſondern aus körperkundlichen Werken genommen, denen man freilich den Vorwurf nicht völlig erſparen kann, daß ſie da und dort mit unpſychologiſchen Methoden in die Bereiche der Pſychologie (der Seelenkunde) herübergreifen.

Bisweilen nämlich geht es da ungefähr ſo zu. Man hat die körperlichen Merkmale getreulich feſtgeſtellt und darf mit dieſer Leiſtung zufrieden ſein. Aber nun kann man ſich der Einſicht nicht verſchließen, daß zum ganzen Menſchen doch auch die Seele gehört und mithin Raſſe nicht nur Körperliches meint, ſondern *auch Seeliſches*; ja daß Raſſe gerade dadurch *allgemein bedeutſam wird zum Beiſpiel für das Leben des Volkes*. Darum möchte man nun ſchnell auch noch die „ſeeliſchen Merkmale" der einzelnen Raſſen feſtſtellen, und zwar, verſteht ſich, in genau der gleichen Weiſe, wie man zuvor die körperlichen Merkmale feſtgeſtellt hatte. Man gleicht damit einem Menſchen, der einen beſchwerlichen Weg in ehrlicher Anſtrengung zurückgelegt hat, um — ſagen wir — eine alte Burg zu erreichen; und wie er nun herankommt und ſchon glaubt, ſie erreicht zu haben, da ſieht er, daß dieſe Burg auf einer Inſel erbaut iſt, die in einem tiefen See liegt. Was tun? Der Wanderer iſt leider ſehr ungeduldig und möchte die Burg noch an dieſem Abend betreten. Seine guten genagelten Schuhe und ſein Wanderſtab, die ihm bis hierher gedient haben — die ſollten nun plötzlich verſagen? Ach was — man ſieht doch die Burg da drüben ſchon ganz deutlich vor ſich — alſo losmarſchiert, man wird ſchon „irgendwie" hinüberkommen! Und dann ſtapft unſer Wanderer in den See hinein und — — den Reſt des Bildes können wir uns ſparen. Der Mann hätte entweder ſchwimmen lernen müſſen oder ſich ein Boot bauen: er hätte irgendein Verfahren ausfindig machen müſſen, das geeignet iſt, ſich auf dem Waſſer vorwärtszubewegen. Das Verfahren, das auf dem feſten Lande recht war, muß eben deshalb auf dem Waſſer verſagen. So iſt es mit der Körperforſchung und der Seelenforſchung. Wer Seelenforſchung treiben will mit Verfahren, die recht ſind, um körperliche Merkmale feſtzuſtellen, der wird nichts anderes zuſtande bringen als zum Beiſpiel das, was auch unſer drehbares Orakel — jenes oben erwähnte „Raſſenrad" — an ſogenannten „ſeeliſchen Merkmalen" oder „ſeeliſchen Eigenſchaften" enthält.

Aber vielleicht ſieht mancher dies nicht ein und denkt, das Orakel habe doch ganz recht: nordiſche Menſchen ſeien doch wirklich urteilsfähig. Nun, dies leugnet niemand. Auch leugnet niemand, daß nordiſche Menſchen zeitweilig eſſen, trinken, ſchlafen; nur ſcheint uns zweifelhaft, daß ſie ſich hierin von Menſchen anderer Raſſe unterſcheiden. Die Beiſpiele zur Erwägung dieſer Fragen hole jeder aus ſeiner eigenen Erfahrung. Ich zum Beiſpiel habe eine genügende Zeitſpanne unter Menſchen gelebt, die keineswegs nordiſch ſind, nämlich unter Beduinen der arabiſchen Steppe, und fand mich oft heimlich beſchämt durch die für uns faſt unbegreifliche Urteilsfähigkeit dieſer unnordiſchen Menſchen. Freilich betätigen ſie dieſe Fähigkeit in einem Felde, das unter uns häuſergewohnten Abendländern nur noch der echte Jäger ein klein wenig kennt. Es handelt ſich zum Beiſpiel um die Kunſt des Spurenleſens. Der Beduine unterſcheidet die Spuren nicht nur der verſchiedenſten Tiere und Menſchen und weiß zu leſen, ob ſie belaſtet oder frei, ob eilig oder gemächlich, ob froh oder bedrückt, ob ſiegreich oder geſchlagen da gewandelt oder geritten ſind — all das iſt ſchließlich auch für unſereinen noch erlernbar. Aber ein Beduine weiß noch ganz andere Dinge zu unterſcheiden und ſachgemäß zu beurteilen. Bekannt iſt die Geſchichte von dem Stammeshäuptling, der in ſein Lager heimkehrt und die Spur ſeiner Tochter findet, eine Spur, die aus dem Lager hinaus in die freie Steppe führt. Da freut ſich der Vater, denn er glaubt, die Tochter ſei zur Waſſerſtelle gegangen. Doch gleich darauf ſtößt er auf eine andere Spur der Tochter: die Spur, die zum Lager zurückführt. Und ſogleich beginnt er zu raſen und Rache zu ſchwören — warum wohl? Weil er aus der bloßen Fußſpur ſeiner Tochter herauszuleſen vermochte, daß ſie bei der Rückkehr nicht mehr Jungfrau war. Der Mann beſaß die Fähigkeit, aus der ganz leiſe veränderten Form der Fußſpur etwas herauszuleſen, das ſich unſerem Unterſcheidungsvermögen und unſerer Beurteilungsfähigkeit entzieht.

Derſelbe Beduine kann den Gebrauch einer Gabel nicht von dem eines Löffels unterſcheiden, denn dieſe Dinge haben in ſeiner Welt keinen Sinn. Sein Urteilsvermögen verſagt gegenüber einfachſten Dingen unſerer Welt, wie das unſere verſagt zum Beiſpiel beim feineren Spurenleſen. Urteilsfähigkeit iſt immer bezogen auf einen Weltausſchnitt, über den geurteilt wird. Zu jeder Menſchenart — das Wort hier in einem beliebig weiten Sinne, nicht im Sinne nur von Raſſe verſtanden — zu jeder Menſchenart gehört ein beſtimmter Weltausſchnitt, in Beziehung auf welchen ſie fähig iſt, die ihr eigene beſondere Art von Urteilsfähigkeit zu entwickeln; und gegenüber jedem anderen Weltausſchnitt verſagt ſie. In einer Welt, die von nordiſchen Menſchen geprägt iſt, muß der nordiſche Menſch der urteilsfähigſte ſein; in einer Welt von nordfremdem Stile verſagt er — es ſei denn, daß er ein

Fachgelehrter mit beſonderer Ausbildung und Begabung ſei. Ein gleiches gilt auch von anderen Raſſen.

Raſſenſeelenforſchung iſt Grenzforſchung. Sie erforſcht ſeeliſche Geſtalten. Jede Geſtalt aber iſt, was ſie iſt, durch ihre Begrenztheit. Eine Geſtalt ohne deutlichen und deutbaren Umriß iſt keine Geſtalt, und Umriß heißt Grenze. Nun kommt bei unſerer Geſtaltforſchung, die eine Grenzforſchung iſt, alles darauf an, daß wir die richtige Grenze finden, die wirklich eine Geſtalt umſchließt. Wir ſahen: die Unterſcheidung „urteilsfähig — nicht urteilsfähig" bedeutet keine echte Grenze zwiſchen Menſchenarten. Wollten wir ſie als Umgrenzung ſeeliſcher Geſtalten gebrauchen, ſo würden wir zu einer Scheinumgrenzung kommen, die keine echte Geſtalt, ſondern nur eine zerfließende Scheingeſtalt erfaßt — und daher im Grunde nichts erfaßt, denn das Zerfließende kann man nicht faſſen. Wollen wir in der Urteilsfähigkeit ein „Merkmal" ſehen, durch das ſich Raſſe von Raſſe unterſchiede — ein Merkmal alſo, das als Grenzmal dient —, ſo zerfließt es ſofort in unſerer Hand, und wir wiſſen über die Raſſenſeelen, die dieſes Grenzmal ſcheiden ſollte, nachher noch ſo wenig wie zuvor.

Noch weniger freilich behalten wir in der Hand, wenn wir Wahrheitsliebe als Grenzmal zwiſchen Raſſe und Raſſe ſetzen wollen: die eine Raſſe (die nordiſche) ſei wahrheitsliebend, die anderen Raſſen ſeien es nicht. Auch dann, wenn die Theſe gemildert wird — die eine Raſſe ſei mehr wahrheitsliebend, die andere minder —, wird die Sachlage nicht klarer, ſondern nur verſchwommener. Wir dürfen es uns nicht erſparen, auch auf dieſe Frageſtellung noch raſch einzugehen. Jede Urbarmachung eines Neulands beginnt mit Rodung und Räumung. Wir müſſen auch hier das Verfehlte ausräumen, ehe wir Neues anbauen dürfen.

Faßt man das Wort Wahrheitsliebe in ſeiner letzten Bedeutung, ſo zielt es auf die Liebe des geiſtig Erkennenden zu der von ihm erkannten, das heißt dem Dunkel entriſſenen Wahrheit. Und gewiß trifft es zu, daß der nordiſche Menſch, falls er ein wiſſenſchaftlicher Menſch iſt, in dieſer Liebe zur Wahrheit lebt. Aber wiederum gilt auch dies für Menſchen anderer Raſſen. Nur braucht für dieſe Menſchen das, was der nordiſche Menſch dem Dunkel entreißt und „wahr" nennt, keineswegs dieſe ſelbe Bedeutung des Wahrſeins zu haben. Es braucht für ihn darum nicht „unwahr" zu ſein; es fällt für ihn gar nicht unter die Frageſtellung „wahr oder unwahr": es iſt für ihn bedeutungslos und ſpielt in ſeiner Welt keine Rolle — es iſt für ihn nicht da. Wo das Morgenland noch geiſtig ſich ſelber treu iſt und noch nicht vergewaltigt iſt von der ſtofflichen Macht der modernen abendländiſchen Mechanei[1], da zuckt es die Achſel über all unſer Getue um unſere gottloſe Ma-

[1] Das treffende Wort Mechanei iſt m. W. von Leo Frobenius geprägt worden.

ſchinenweisheit, die doch durchaus auf „exakter" naturwiſſenſchaftlicher Wahrheitserkenntnis beruht — einer Wahrheitserkenntnis alſo, die zu erjagen und zu gewinnen durchaus der Art des nordiſchen Menſchen entſpricht. Andere Raſſen ſchöpfen aus dem Dunkel des Unerkannten andere Wahrheit als wir und lieben ſie nicht minder tief als wir die unſre. Sie verſagen vor unſerer Wahrheit, wie auch wir vor der ihren.

Aber es ſcheint, daß in den raſſenkundlichen Büchern, die Wahrheitsliebe als ein „ſeeliſches Merkmal" des nordiſchen Menſchen ſetzen, dieſes Wort gar nicht ſo bedeutſam gemeint iſt, wie wir es nahmen. Als „wahrheitsliebend" ſoll da ganz einfach bezeichnet werden, wer gerne die Wahrheit ſagt: ein ehrlicher Kerl alſo, einer, der nicht lügt. Und dieſe Art von Ehrlichkeit ſoll nun eine unterſcheidende Eigenſchaft des nordiſchen Menſchen ſein. Wir wollen hier nicht unterſuchen, ob Ehrlichkeit — alſo Abneigung gegen die Lüge — überhaupt eine Eigenſchaft ſei, mit der man ſeelenkundlich etwas anfangen könne. Ludwig Klages, der Charakterforſcher, hat nachgewieſen, daß ſie das nicht iſt: die verſchiedenſten inneren Anläſſe können ja dazu führen, nicht zu lügen und alſo „ehrlich" zu ſein[1]. Einem bekannten Freiburger Pſychiater wird das Wort zugeſchrieben: „Das Beſte iſt immer, man bleibt bei der Wahrheit. Erſtens iſt es das Bequemſte und zweitens kann man daraufhin deſto mehr lügen." — Und wenn es zuträfe, daß Wahrheitsliebe eine Eigenſchaft ſei, die gerade die nordiſche Raſſe von anderen Raſſen unterſchiede, dann wären im geſellſchaftlichen Leben, zumal in der höfiſchen Geſellſchaft auch der germaniſchen Völker, nordiſche Menſchen niemals möglich geweſen. Denn jeder, der Geſellſchaft kennt, weiß, daß ſie zumeiſt eine Brutſtätte nicht nur „konventioneller" Lüge, ſondern jeder Art von Unaufrichtigkeit iſt. Wahrheit gilt in dieſem Felde faſt als unfein und Aufrichtigkeit als Taktverletzung. Die „Geſellſchaft" aber wird doch gerade durch die ſogenannten oberſten Schichten der Bevölkerung vertreten, durch jene Schichten alſo, von denen die Raſſenſtatiſtik behauptet, daß in ihnen nordiſches Blut verhältnismäßig ſtärker enthalten ſei als in anderen „niedrigeren" Schichten.

Wenn wir ſo vorgehen, kommen wir kaum zum Ziele. Wollten wir an den einzelnen Menſchen mit der Frage herangehen, wie er denn in raſſenſeeliſcher Hinſicht beſchaffen ſei, und nun feſtſtellen: „Der Mann iſt urteilsfähig und wahrheitsliebend, alſo iſt er nordiſch" — dann könnten wir mit einer ſolchen Raſſendeutung ſehr daneben greifen, denn die gleichen „Merkmale" laſſen ſich auch bei pechſchwarzen Afrikanern finden.

[1] Vgl. Ludwig Klages über „Eigenſchaften, die keine ſind" in: Perſönlichkeit. Einführung in die Charakterkunde (Potsdam 1928), S. 28, und: Graphologiſches Leſebuch (Lpz., 2. Aufl. 1933), S. 38.

Klar iſt, daß wir es anders machen müſſen. Aber wie? — Nun, wie kommen wir denn überhaupt dahin, Raſſenſeelen zu unterſcheiden? Bekennen wir uns ehrlich dazu, daß uns das Bewußtſein der Raſſenverſchiedenheit zwiſchen Menſchen zuerſt bei der Betrachtung leiblicher Erſcheinungsformen aufgegangen iſt: es gibt Menſchen von ſolcher Geſtalt und Menſchen von ſolcher Geſtalt; das Wort Geſtalt zunächſt nur als Körpergeſtalt verſtanden. So wurden denn zunächſt dieſe Körperunterſchiede unterſucht, und zwar nach „exakten", das heißt phyſik-ähnlichen Verfahren, die darnach ſtreben, alle anſchaulichen Befunde — Schädelformen, Maßverhältniſſe einzelner Körperteile uſw. — in Zahlen auszudrücken (Schädelinder, Geſichtsinder uſf.). Man fragte nun weiter: Wie vererben ſich dieſe Unterſchiede? und öffnete ſo das weite fruchtbare Feld der Raſſenbiologie. Und man fragte weiter: Wo kommen dieſe Unterſchiede her? und entfernte ſich mit dieſer Frage auf den Spuren vorgeſchichtlicher Knochenfunde immer weiter und weiter von der Gegenwart. Und ſchließlich ſtellte ſich einmal die Frage ein: Was bedeuten dieſe Unterſchiede für uns, das heute lebende Geſchlecht? Da nun aber rein körperliche Unterſchiede an ſich nicht ſo bedeutſam wären, man andererſeits jedoch deutlich ſpürte und es täglich erlebte, daß Raſſenunterſchiede tatſächlich bedeutſam ſind, ſo erfolgte jener vorſchnelle Sprung ins Seeliſche. Heran an die Seele! hieß es — mit Meßinſtrumenten, mit Spießen und mit Stangen!

Und bald hagelt es auch ſchon Ergebniſſe. Hat man zum Beiſpiel eine Raſſe, weil ſie — wie ſo viele andere Raſſen — im Orient vorkommt, die „orientaliſche" getauft, ſo ſtellt man ihr nun folgendes Schulzeugnis aus: „Sehr intelligent, energiſch und zäh ausdauernd, vorſchauend und organiſierend, verfügt ſie über Erfinder und Denker. Die Phantaſie und künſtleriſche Begabung ſind nicht gerade gering, aber auch nicht hervorragend, die muſikaliſche Anlage iſt groß — ſehr groß iſt das Gemeingefühl . . . noch größer die Fähigkeit, Fremdes anzunehmen" uſw.[1] Wir ſehen: das Meßband, mit dem man vorher die Körperteile maß, möchte man nun auch an die Seele heranbringen und dieſe in meßbare Merkmale zerlegen. Da das nicht gelingt und man ſich recht wenig ſicher fühlt, äußert man ſich mit deſto größerer Beſtimmtheit. — Alles das iſt menſchlich, aber Seelenforſchung iſt es nicht.

Und doch iſt nur eine kleine Blickwendung nötig, um von der Betrachtung

[1] Eugen Fiſcher in „Anthropologie" (Kultur der Gegenwart III, 5), S. 171. — Übrigens finden ſich die meiſten von Fiſcher aufgezählten Eigenſchaften bei dieſer von ihm ſo genannten „orientaliſchen" (wüſtenländiſchen) Raſſe recht ſelten, wie jeder beſtätigen wird, der dieſe Menſchen nicht von der Bücherſtube aus, ſondern aus wirklichem Mitleben kennt.

der leiblichen Geſtalt aus zu der fruchtbaren Frageſtellung zu kommen, die uns ſchon mitten hinein in den Bereich des Seeliſchen führt. Wir brauchen durchaus nicht wegzuſehen oder abzuſehen vom Leibe: wir brauchen nur die leibliche Erſcheinung ſelbſt ein wenig anders anzuſehen als bisher. Wir fragen jetzt: wozu denn iſt dieſer Leib da gerade ſo und durchaus nicht anders geſtaltet? Dabei achten wir aber jetzt nicht auf die phyſiologiſchen Aufgaben und Verrichtungen der einzelnen Körperteile: bei der Naſe zum Beiſpiel iſt es uns jetzt nicht wichtig, daß ſie als ein Luftweg im Dienſte der Atmung ſteht. Beſchrieb die Raſſenkörperkunde die Naſenform des nordiſchen Menſchen mit Worten wie „ſchmal" und „hoch" und ſtellte dafür Verhältniszahlen zur Verfügung, ſo frägt nun die Raſſenſeelenkunde: Was hat dieſe beſondere Form für einen Sinn? Für die Atmung leiſtet die Naſe ja das gleiche, ob ſie ſchmal und hoch iſt oder breit und niedrig: vom Leibe aus geſehen iſt es nicht bedeutſam, ob ſie mehr ſo geſtaltet iſt oder mehr ſo. Wohl aber iſt es im höchſten Maße bedeutſam, wenn man den Leib nicht als Etwas-für-ſich anſieht, nicht als ein ſich ſelbſt genügendes Ding — als eine Art Stoffwechſelmaſchine, aber eine, die um ihrer ſelbſt willen da wäre —, ſondern als Etwas-für-Seele: als das Etwas nämlich, durch das und an dem die Seele im Raum erſcheint, indem ſie ſich daran ausdrückt.

Dies iſt die kleine Blickwendung, von der wir ſprachen. Sie zeigt uns zunächſt noch immer die leibliche Geſtalt, aber in einer neuen Auffaſſung. Sie zeigt uns nicht mehr ein Gefüge, nicht mehr ein Triebwerk von Körperteilen, ſondern etwas ganz anderes: ein in ſich geſchloſſenes Gebilde von Ausdruckszügen. Jetzt wird jeder kleinſte Formunterſchied bedeutſam, falls er ein „Zug" ſein kann, in dem ſeeliſches Leben ſich ausdrückt. Jetzt wird es mit einem Male höchſt bedeutſam, ob eine Naſe zum Beiſpiel ſchmal und hoch geformt iſt oder breit und niedrig: die eine Form bietet dem ſeeliſchen Leben einen anderen „Zug" dar, ſich darin auszudrücken, als die andere. Breit-und-Niedrig hat einen völlig anderen Ausdruckswert und Ausdrucksſinn als Schmal-und-Hoch. Der lebendige Leib alſo wird in dieſer Blickwendung zu einem Gebilde von Ausdruckszügen: er wird jetzt nicht mehr als ein Gefüge geſehen, ſondern als ein Gezüge.

Dieſes neue Wort „Gezüge" — es iſt zum Worte Zug gebildet wie Gebirge zu Berg — ſoll nun aber nicht anzeigen, daß hier unerhört Neues und Schwieriges geſchehe: unſere kleine Blickwendung ſtellt im Grunde nur wieder her, was die Raſſenkörperforſchung wegräumen mußte, um das Feld für ihre Unterſuchungen frei zu machen. Jeden alltäglichen Augenblick, wenn wir einem Menſchen ins Antlitz ſchauen, leſen wir von ihm den Ausdruck ſeines ſeeliſchen Lebens ab: wir ſehen ſeine Brauen ſich heben, ſeine

Lider ſich ſenken, wir ſehen das Spiel ſeiner Naſenflügel — und denken dabei nicht an Muskeln, nicht an den Sehnerv, nicht an Atmung, ſondern wir ſchauen durch all dieſe Bewegungen des Leibes gleichſam hindurch auf etwas, das ſich „hinter ihnen" abſpielt, nämlich auf die Bewegungen der Seele.

Die Bewegungen des Leibes ſtehen in weſensgeſetzlicher Beziehung zu den Bewegungen der Seele. Wenn die Augenlider und die Brauen ſich heben, ſo leſen wir daraus eine andere ſeeliſche Bewegung ab, als wenn die Lider ſich ſenken. Aber das iſt nicht alles. Die Augenlider können verſchieden geſtaltet ſein, zum Beiſpiel entweder ſchmal und eingefaltet oder aber wie ein breites Band oder wie ein ſchwerer Vorhang, der faltenlos über das Auge herabfällt, ſo daß ſchon in der Grundhaltung, wenn das Auge ruhig geradeaus blickt, faſt die Hälfte der Iris bedeckt iſt. In beiden Fällen ſieht das Senken der Lider völlig verſchieden aus: in beiden Fällen bieten ſich der Seele, die ſich durch die Bewegung des Liderſenkens ausdrückt, ganz verſchiedene Bahnen für möglichen Ausdruck, ganz verſchiedene „Züge" dar. Beiderlei Geſtalt der Züge birgt verſchiedenen Ausdruckswert und gibt der Bewegung des Augenſenkens verſchiedenen Ausdrucksſinn.

2. Geſtalt und Gebrauch der Ausdruckszüge.

Beiſpiele: Augenſenken und Nackenwerfen.

Wir ſehen dies deutlich auf den Bildern 1 und 2. Beide Köpfe ſind verſchieden geſtaltet: nicht nur in Einzelheiten, ſondern in ihrem geſamten Gezüge. Aber wir achten jetzt nur auf die Verſchiedenheit im Bau der Augenlider. Auf Bild 1 ſind ſie ſchmal und eingefaltet, wie es dem Bau der Augenhöhlen entſpricht, die hier ſich der Geſtalt eines ſchmalen Querſpalts nähern. Auf Bild 2 aber hangen die Lider ſchwer wie ein faltenloſer Vorhang aus dem hohen Gewölbe der Augenhöhlen herab. Ein Blick auf die beiden Bilder zeigt deutlich genug, daß in beiderlei Geſtalt grundverſchiedene Möglichkeiten der Bewegung und damit grundverſchiedene Möglichkeiten des Ausdrucks ſtecken. Eine Seele, der eine Geſtalt wie die auf Bild 1 das rechte Werkzeug ihres Ausdrucks bietet, muß von völlig anderer Art ſein als jene, die zu ihrem Ausdruck einer Geſtalt wie die auf Bild 2 bedarf.

Die Bilder 3 und 4 zeigen die Augenlider in einer Abwärtsbewegung, und dieſe Bewegung ſieht notwendig in beiden Fällen völlig verſchieden aus: mit den Augenlidern auf Bild 1 und 3 läßt ſich nicht gleicher Ausdruck erzielen wie mit denen auf Bild 2 und 4. Es läßt ſich nicht gleicher Ausdruck erzielen, das bedeutet: es läßt ſich nicht gleichartiges Erlebnis, nicht gleichartige Bewegung der Seele ausdrücken.

Wir wählen hier das Auge und die Bewegung des Liderſenkens als Beiſpiel; aber das ſoll nicht heißen, daß das Geſagte ſich nur auf das Auge beziehe. Die Geſtalt der Augenlider wird hier als Zug in einem Gezüge geſehen. Was dies ſagen will, iſt leicht zu erkennen, wenn wir an jedem der beiden Geſichter Teile abdecken und verſuchen, ſie durch Teile des anderen Geſichtes zu ergänzen. Das Auge auf Bild 1 und 3 „paßt" nicht in das Geſicht auf Bild 3 und 4: wenn wir verſuchen, etwa die Augen von Bild 2 in das Antlitz auf Bild 1 zu ſetzen, ſo ſträubt ſich der ganze Geſtaltreſt dieſes Geſichtes gegen ſolche Auswechſlung: das Gezüge von Bild 1 erträgt nicht einen einzigen Zug aus dem Gezüge von Bild 2, ſondern zerplatzt gleichſam, wenn ein ſtilfremder Zug hineinkommt. Das ſoll nicht ſagen, daß

ein ſolches Antlitz nicht wirklich vorkommen, nicht als Tatſache da ſein könne. Überall in der Welt kommen Stilverſtöße vor: in der Schaffung künſtleriſcher Werke ſowohl wie in der Zeugung lebendiger Geſchlechter. Wichtig iſt in unſerem Zuſammenhang vor allem dies: zu ſehen, daß es Verſtöße ſind — Verſtöße gegen ein klares Geſetz der Geſtaltung. Das Sehen der Verſtöße aber führt am ſicherſten zur ſcharfen Erkenntnis der Geſtaltgeſetze ſelbſt. Der Verſuch der Auswechſlung einzelner Züge in zwei verſchiedenen Gezügen — man kann, wenn man ſich „wiſſenſchaftlich" ausdrücken will, einen ſolchen Verſuch ein fiktives Experiment nennen —, der Verſuch ſolcher Auswechſlung nämlich oder vielmehr das notwendige Mißlingen jedes ſolchen Verſuches bringt uns zum Bewußtſein, was ein Gezüge iſt und ob es ſich im einzelnen Falle um echte Gezüge handelt oder nicht.

Die beiden bisher verglichenen Menſchen waren verſchiedenen Alters. Darin liegt, daß jede auf einer anderen Stufe ihrer inneren Entfaltung angelangt iſt, daß jede ein anderes Maß an Erlebnisſtoff bewältigt und zum Werkzeug künftiger Bewältigung neuen Erlebens gemacht hat. Das bedeutet, alltäglich geſprochen, einen verſchiedenen Grad der Lebensreife. Zumal bei Vergleichung der Bilder 3 und 4 tritt dieſe Verſchiedenheit ſo ſtark in den Vordergrund, daß ſie ſtärker auffällt als die Verſchiedenheit im Körperbau: das Kindliche auf Bild 3 und das völlig andere auf Bild 4 — wir wollen es vorläufig das Völlig-Unkindliche nennen. Solange wir nur den körperbaulichen Unterſchied der Augenhöhlen und der Augenlider betrachteten, war dieſe Verſchiedenheit der Lebensreife faſt belanglos. Jetzt aber treiben wir die Unterſuchung über die Frage nach den rein baulichen Unterſchieden hinaus und fragen weiter nach der verſchiedenen Weiſe, die Gebärde des Augenſenkens als Ausdruck für Erlebnis zu gebrauchen.

Es iſt alſo nicht mehr allein die Geſtalt der Augenlider, was wir jetzt betrachten, ſondern der Gebrauch, der von dieſer Geſtalt gemacht wird. Zum Vergleiche wählen wir zwei Menſchen, deren leibliches Gezüge in gleicher Weiſe verſchieden iſt wie bei den erſten Bilderpaaren; diesmal aber ſind es Menſchen von einander entſprechender Lebensreife. Neben die ſchon bisher betrachtete arabiſche Frau tritt nun auf Bild 5 eine deutſche (frieſiſche) Frau entſprechenden Alters. Beide ſenken die Augen (Bild 5 und 6). Und nun ſtellt ſich heraus: das Unvergleichbare der beiden erſten Bilderpaare iſt hier behoben, und dennoch bleibt die Sachlage ungefähr ſo wie dort: beiderlei Augenſenken iſt von Grund aus verſchieden, aber die Verſchiedenheit liegt nicht im Baulichen allein. Der mechaniſtiſch gedrillte Menſch der nun verfließenden Maſchinenzeit war ja gewohnt, nur jenen erſten Unterſchied zu ſehen: ſind die Augenhöhlen niedrig und die Augenlider eingefaltet, ſo ſieht das Senken der Augenlider aus wie auf Bild 5; ſind die Augenhöhlen hoch-

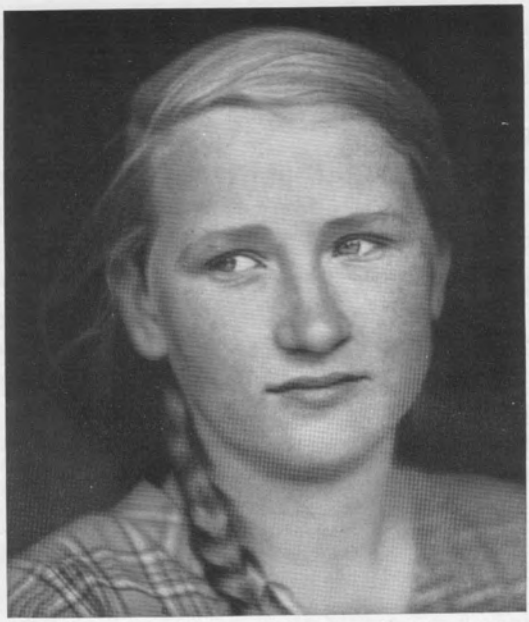

Bild 1: Augenlider fälischen Stiles. Friesisches Mädchen.

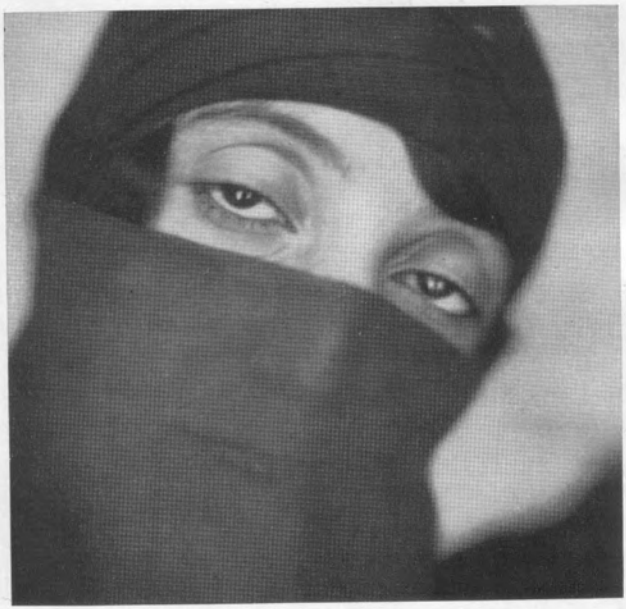

Bild 2: Augenlider vorderasiatischen Stiles. Arabische Städterin.

Bild 3: fälische Augenlider in Abwärtsbewegung. frieſiſches Mädchen (dieſelbe wie auf Bild 1).

Bild 4: Vorderaſiatiſche Augenlider in Aufwärtsbewegung. Arabiſche Städterin (dieſelbe wie auf Bild 2).

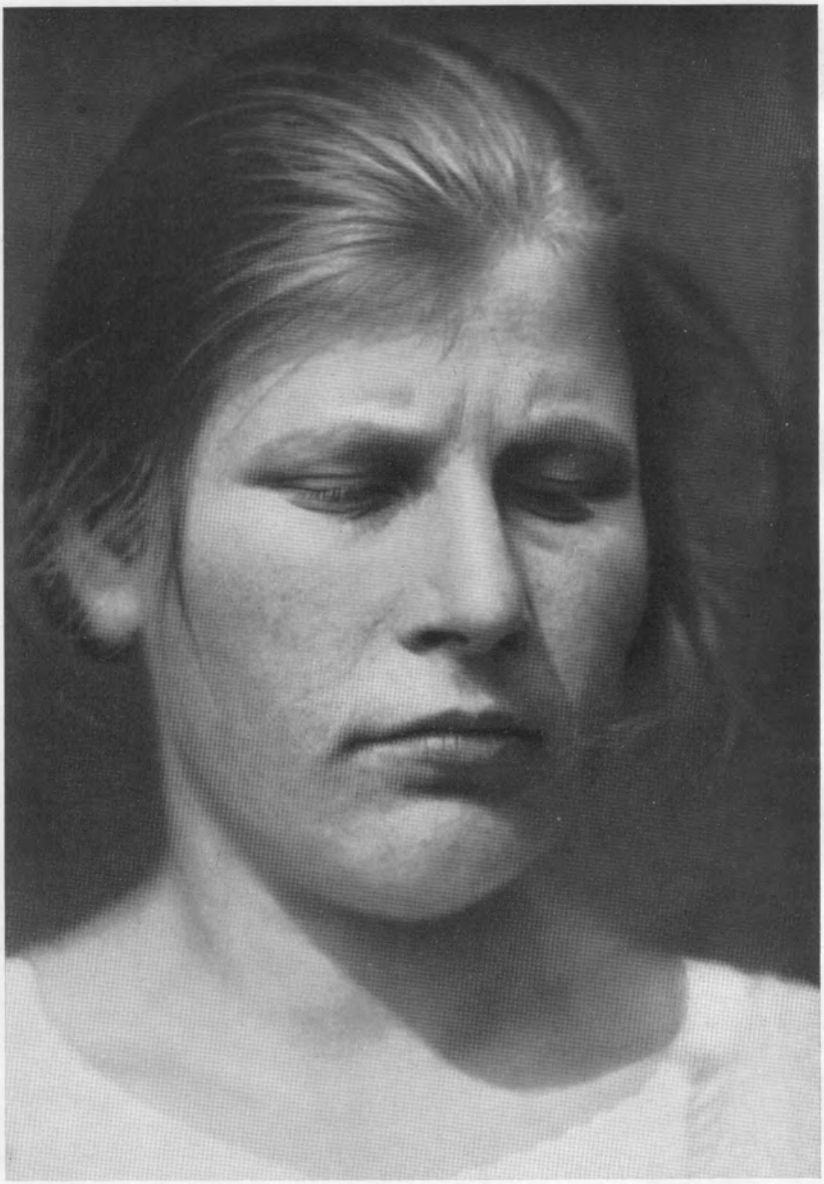

Bild 5: Augenfenken in fälifchem Stile. Frieſiſche Bäuerin.

Bild 6: Augenſenken in vorderaſiatiſchem Stile. Arabiſche Städterin (dieſelbe wie auf Bild 2 und 4).

Bild 7: Vorderasiatische Augen schauen mit halbgesenkten Lidern aufwärts. Arabische Städterin (dieselbe wie auf Bild 2, 4, 6). Ständig waches Bewußtsein der Sündigkeit.

Bild 8: Fortſetzung des fäliſchen Mienenſpiels von Bild 5: Sperrung verbleibt noch in der Zuwendung, die ſich in der Öffnung des Mundes ausdrückt.

Bild 9/10: Arabiſche Städterin (wie Bild 2, 4, 6, 7) will mit vorderaſiatiſchen Stilmitteln die Rolle der Lady ſpielen.

Bild 11: Dieſelbe. Sie „fühlt ſich" ladyhaft und meint, das Bild ihrer engliſchen Kollegin, unter dem ſie ſich inwendig jetzt ſieht, auch nach außen hin darzuſtellen.

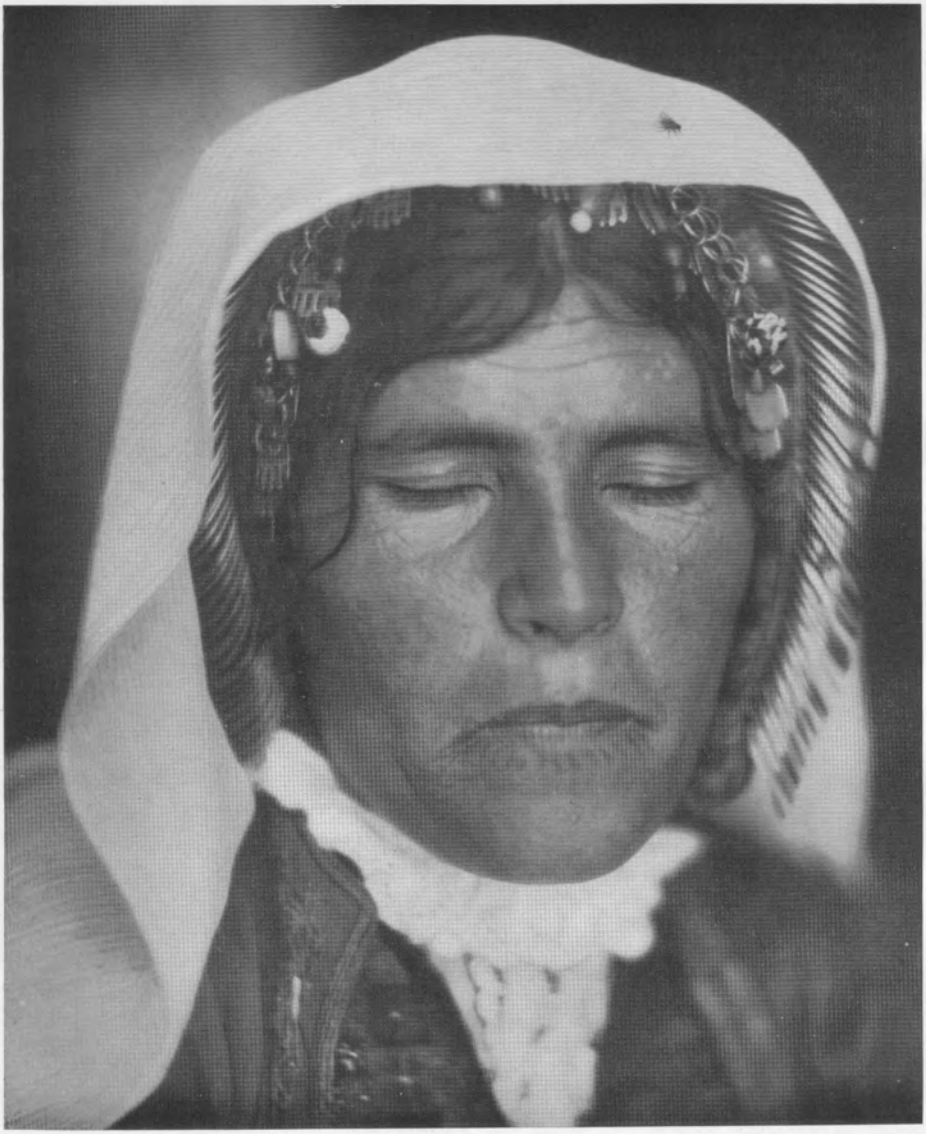

Bild 12: Ein Geſicht mit ſtark fäliſchen Bauformen, zumal der Augengegend, ſucht vergebens, ſich in vorderaſiatiſchem Stile auszudrücken. Halbfellachin aus Paläſtina.

Bild 13: Nordiſches Antlitz mit Augenlidern vorderaſiatiſchen Stiles. Der weſentlich nordiſche Stil der Geſamtgeſtalt ſetzt ſich durch gegenüber dem vorderaſiatiſchen Bau der Augenlider. Deutſches Mädchen aus Württemberg.

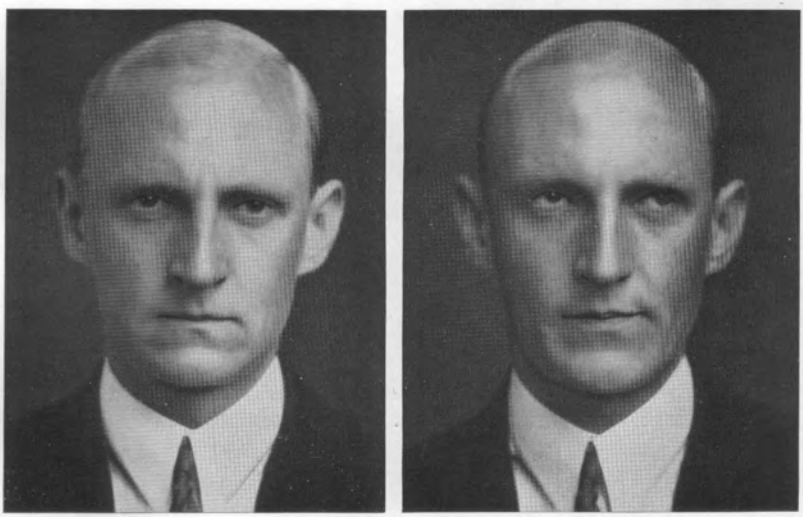

Bild 14/15: Reinraſſig nordiſches Antlitz (Deutſcher). Bild 15 drückt die Ablehnung eines Tadels aus. - Ein vorderaſiatiſcher Menſch würde hier die Augen ſenken.

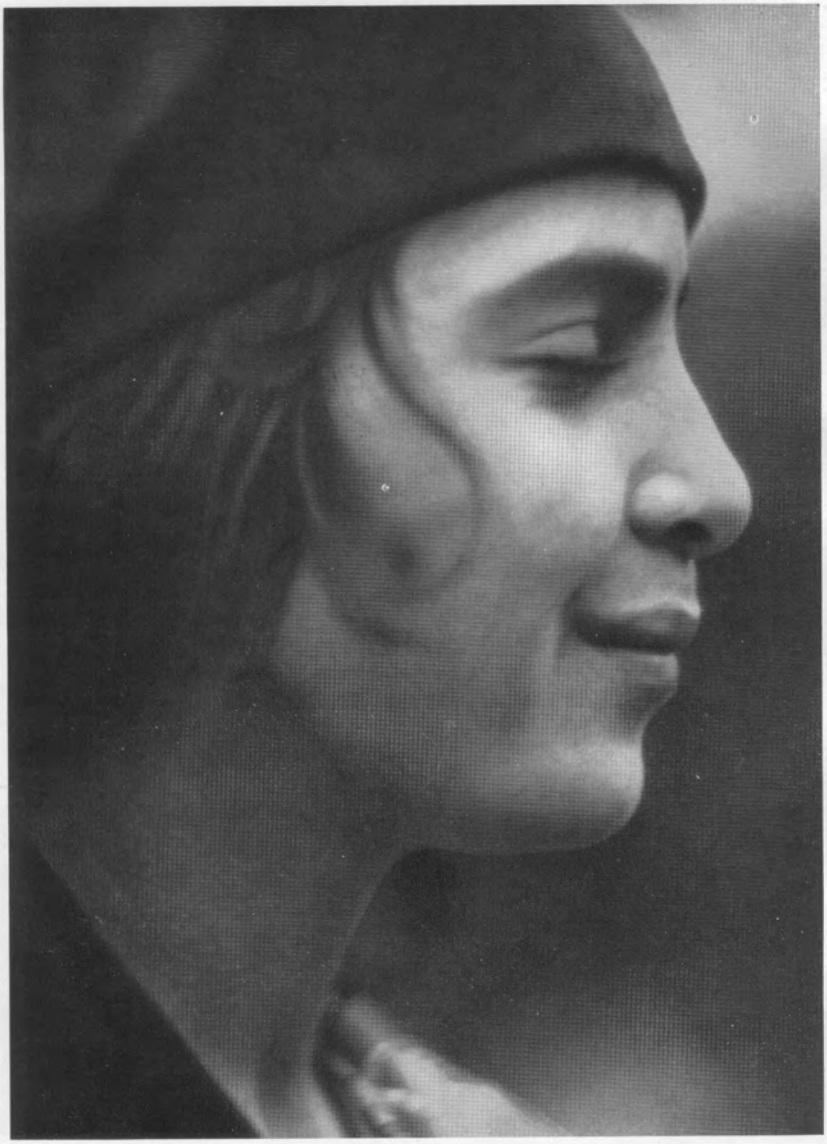

Bild 16: Weſentlich wüſtenländiſches Antlitz. Das Augenſenken iſt hier Ausdruck eines feſtlichen Bewußtſeins der Auserwähltheit. Arabiſches Stadtmädchen aus Paläſtina.

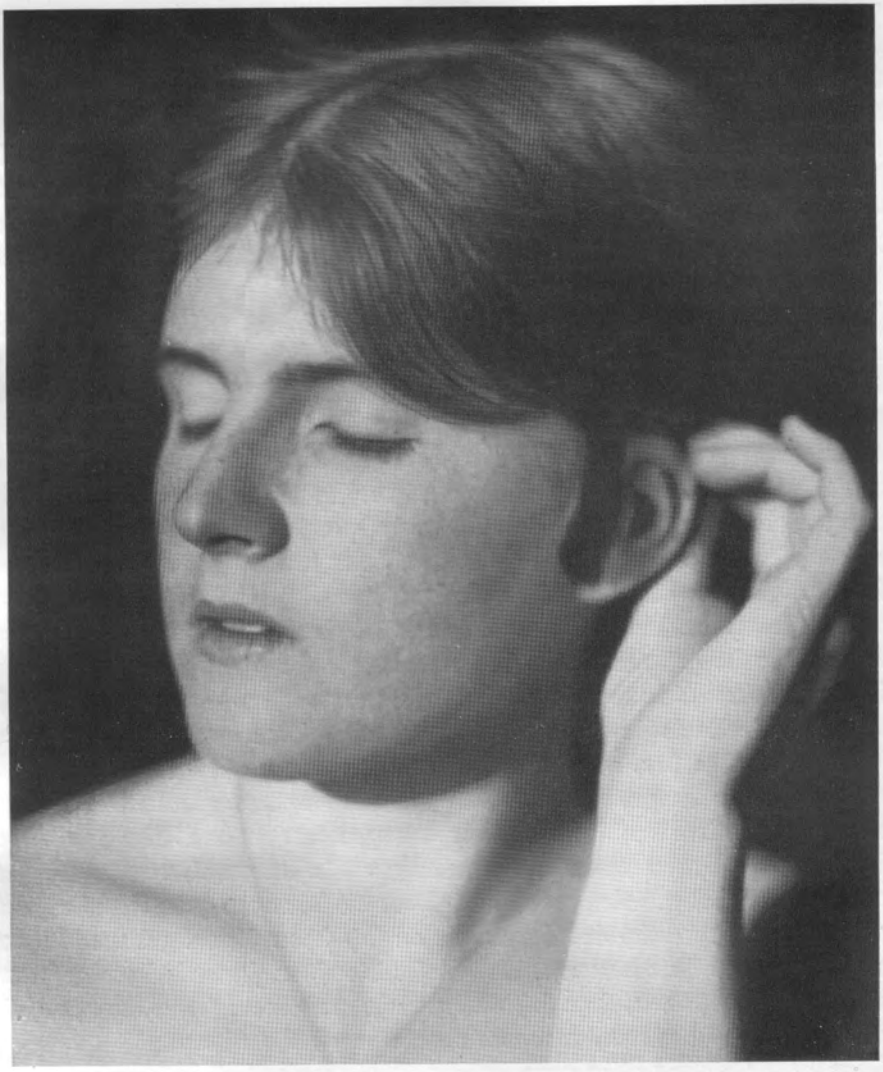

Bild 17: Antlitz mit nordiſchen Zügen. Die Augenlider ſenken ſich hier zu künſtlicher Betonung des Abſtands, der die leiſe Öffnung des Mundes widerſpricht. Städtiſches Mädchen aus Norddeutſchland.

gewölbt und die Lider ungefaltet, dann ſieht das Liderſenken aus wie auf Bild 6. Bis zur Einſicht dieſer verhältnismäßig platten Wahrheit war man geneigt, meinen Aufweiſungen zu folgen[1]. Daß aber dieſelbe anatomiſche Form, etwa eine beſtimmte Form der Augenlider, noch in verſchiedener Weiſe gebraucht werden kann und auch dieſe Verſchiedenheit den Ausdruck mitbeſtimmt, das iſt ſchwerer zu ſehen und durch kein Meßband und keinen Taſterzirkel aufweisbar. Zu ſehen und deutlich aufzuweiſen iſt es dennoch für den, der ſeinem Auge traut.

Was für das Meßband „ein Körperteil" — ohne Hinblick auf Leben und Ausdruck, alſo ohne Sinn — iſt, das iſt für den verſtehenden Blick des Auges „ein Zug" unter Zügen: Teilgeſtalt einer Geſamtgeſtalt, Teilfeld eines geſamten Ausdrucksfeldes. Die Linie eines einzelnen Berges läßt ſich nicht aus dem Umriß des Gebirges löſen, ohne daß dieſe Linie, nun aus dem Nichts ins Nichts verlaufend, ihren Sinn verlöre. So läßt ein einzelner Zug im Antlitz eines lebendigen Weſens ſich nicht aus dem Gezüge des geſamten Leibes löſen, ohne daß ſein Sinn vom Nichts ins Nichts verfließt. Wenn wir zum Beiſpiel die Augenlider auf unſeren Bildern nicht nur auf ihre bauliche Form, ſondern auf ihren Ausdruck hin betrachten wollen, ſo ſchauen wir zu, wie ſie gehalten, wie ſie bewegt, wie ſie fallen gelaſſen werden. Dieſes Gehalten-, Bewegt- oder Fallengelaſſenwerden — das iſt die Weiſe, in welcher die Seele ſie gebraucht. Dieſe Weiſe aber iſt verſtehbar nur vom geſamten Gezüge her, nicht von einzelnen herausgelöſten Zügen.

Die geſenkten Augenlider auf Bild 5 werden anders gehalten als die geſenkten Augenlider auf Bild 6. Spannungen laufen auf Bild 5 von den Lidern zu den Brauen, von den Brauen zur Naſenwurzel, von der Naſenwurzel in die Stirn. Sie laufen auch über die Wangen zum Munde hinab und ſpannen ein wenig die Lippen, die an ſich ſchon ſchmal gebaut ſind und nun ihre Schmalheit betonen. Und dieſer Kopf, in ſeinen Zügen geſpannt und innerlich gehalten, ſetzt ſich ſteil zurecht auf einem feſten, kurzen Halſe und waagrecht gebauten, waagrecht gehaltenen Schultern.

Auf Bild 6 iſt das alles ganz anders. Die Brauen ſind unbewegt und die Lider fallen aus ihnen herab. Die Züge der Wangen fallen ſpannungslos zum Munde, und die Lippen wölben ſich ein wenig vor. Der ſchmächtig gebaute Hals wird etwas ſchief gehalten, ſo daß der Kopf nach vorn geneigt erſcheint, während er, wie genauere Betrachtung ausweiſt, in Wahrheit eher ein wenig zurückgelegt wird.

Die beiden Köpfe — ſoviel ergibt ſich ſchon jetzt — ſind alſo nicht nur in verſchiedenem Stile gebaut, ſondern werden — zunächſt hier auf dieſen

[1] Zum Beiſpiel Eugen Fiſcher in einer Beſprechung meines Buches „Raſſe und Seele" in der Zeitſchrift für Morphologie und Anthropologie, Bd. XXVI (1926) Heft I, S. 187.

beiden vorgelegten Bildern — im Spiele des Ausdrucks auf verſchiedene Weiſe gebraucht. Aber ſelbſtverſtändlich erhebt ſich nun die Frage: Erleben denn dieſe beiden Frauen, während ihr Bild gemacht wird, nicht eben etwas ganz Verſchiedenes? Die eine (Bild 5) ſcheint zum Trotze gereizt zu ſein, während die andere (Bild 6) von Trauer befallen ſcheint. Trotz und Trauer ſind verſchiedener Erlebnisinhalt. Würde jede von beiden — ſo lautet der Einwand — in den Fall der andren verſetzt, ſo würde ſie ihre Züge ſo wie die andere gebrauchen: nun würde die erſte ſie fallen laſſen und die zweite ſie ſpannen; und als einziger Unterſchied bliebe nur noch der durch den Körperbau bedingte: der anatomiſche.

An dieſem Einwand iſt etwas Richtiges. Völlig gleiches erleben dieſe beiden Frauen nicht, denn völlig gleiches erleben Menſchen niemals, auch Gleichgeartete, auch Gleichraſſige nicht. Je „reifer" zwei Menſchen ſind, deſto verſchiedener iſt ihr Erleben; denn reif ſein heißt erlebt haben, und alles gehabte Erlebnis wird zum Werkzeug der Auffaſſung und Bereitung für künftiges Erlebnis. Gleiches zu erleben alſo ſetzt voraus: immer und je nur Gleiches erlebt zu *haben*; und das iſt unmöglich. Aber darum geht es uns hier ja nicht. Beide Frauen erleben hier *nicht Gleiches, aber Entſprechendes*. An beide tritt, während unvermerkt das Bild gemacht wird, von außen her je ein gleicher Anlaß heran. Aber jede von beiden faßt ihn anders an und macht daraus ein andersartiges Erlebnis.

Das, was herantritt, iſt der noch als fremd empfundene Mann, der aber Nachbar geworden und damit in einen ſchützenden Bannkreis der Vertrautheit einbezogen iſt. In beiden Fällen ſind nachbarliche Dritte mit dabei. In beiden Fällen beſteht eine innere Zuwendung zu dem, was da herantritt; und in beiden Fällen wird es als etwas Unheimliches und Überlegenes empfunden, ohne daß man ſich dies eingeſteht. Und ſelbſt die antwortende Gebärde iſt in dieſem einen Punkte dieſelbe: die innere Zuwendung wird durch äußere Abwendung verkleidet. Dieſe äußere Gebärde iſt das Augenſenken. Aber während die eine Frau ſich gegen das Fremde, trotz innerer Zuwendung, ſperrt — die Spannungen in den Zügen haben hier den Sinn der Sperrung —, antwortet die andre mit einem Ausdruck des Leidens, der auf dem Bilde wie ein Trauern wirkt. Ich müßte ſagen: auf uns wie ein Trauern wirkt; denn Menſchen von der Art dieſer Frau verſtehen dieſen Ausdruck anders.

Was er wirklich bedeutet, enthüllt das folgende *Bild* 7. Hier ſteigert ſich das, was ſchon im vorigen Bilde lag. Die Frau hat von den beiden Schleiern, die ſie vor fremden Männern eigentlich immer tragen müßte und nur vor dem Nachbarn, wie vor einem Verwandten, vorhin abgelegt hatte, den einen wieder angelegt und heruntergeſchlagen; aber doch ſo, daß ihr Antlitz

und Ausdruck noch erkennbar bleibt. Warum wohl? Weil ſo der Ausdruck eines halbverhüllten Leidens — ein Ausdruck, deſſen ſie ſich nun bewußt iſt — noch geſteigert werden ſoll. Die Wirkung bleibt nicht aus: es iſt beides nun zu ſehen, die Zuwendung und auch noch die Abwendung. Und dieſe Abwendung verrät hier ihren Urſprung: er iſt ein Bewußtſein der Sündigkeit jener Zuwendung zum Manne. Wir werden dies noch deutlicher ſehen.

Von hier fällt Licht auf die beiden vorigen Bilder 5 und 6. Die Abwendung, die ſich auf beiden durch ein Augenſenken ausdrückt, hat in beiden Fällen einen völlig verſchiedenen Urſprung; und darum hat beiderlei Augenſenken einen völlig verſchiedenen Sinn. Jenes Sich-Sperren auf Bild 5 kommt aus einem völlig andersartigen Erlebnisgrunde und vollzieht ſich in einem völlig anderen Stile des Erlebens als dieſes halb ſich verhüllende und dennoch ſich ſteigernde und wieder halb wie ein Opfer ſich bietende Bewußtſein der Sündigkeit, wie Bild 6 mit Bild 7 es zeigt. Wenn wir die Bilderreihen dieſer beiden Frauen durchverfolgen, dann ergibt ſich: in allem Ausdruck, was auch ſein Inhalt ſein mag, bleibt auf den Bildern der einen Frau im Hintergrunde die ſtete Bereitſchaft, gegen alles, was herankommt, ſich zu ſperren (mit ganz wenigen bedeutſamen Ausnahmen, die uns ſpäter beſchäftigen); und ebenſo bleibt in allem Ausdruck der anderen Frau, was auch ſein Inhalt ſein mag, jenes ewig wache Bewußtſein der Sündigkeit.

Ich gehe hier nur von dieſen vorgelegten Bildern aus, um nicht von Dingen zu reden, die der Leſer nicht mit Augen ſieht. Aus den mimiſchen Reihen, die ich von beiden Menſchen aufgenommen habe, nimmt der hier verfügbare Raum nur kurze Ausſchnitte auf[1]. Zur Darſtellung deſſen, wovon hier die Rede iſt, genügen ſie durchaus. Bilder ſind innerhalb der Raſſenſeelenforſchung Darſtellungsmittel, Gedächtnisſtütze, Ausweiſungshilfe, weiter nichts. Die Arbeitsweiſe unſerer Forſchung wird bisweilen ſo verſtanden, als gingen wir in der Forſchung ſelber von den Bildern aus: unſere Arbeit ſei Bilderdeutung. Das iſt falſch. Das Wiſſen um das, was im Bilde vorgeht, muß vor dem Bilde oder mit der Entſtehung des Bildes da ſein und aus lebendiger Kenntnis der abgebildeten Menſchen — aus dem Mitleben — entſpringen. Wir gründen unſere Kenntnis dieſer Menſchen nicht auf dieſe Bilder, ſondern wir gründen dieſe Bilder auf unſere Kenntnis dieſer Menſchen.

Und auch aus ſolcher Kenntnis — wie aus den Bilderreihen — laſſen ſich

[1] Außer den in dieſem Buche vorgelegten ſind folgende Bilder veröffentlicht: in L. F. Clauß, Die nordiſche Seele, Taf. 13 (6. Aufl.); in der Zſchr. „Raſſe" 1. Jg. Heft 1, Taf. VII, Bild 19 und Tafel VIII, Bild 21; im Bericht über den XIII. Kongreß der Deutſchen Geſ. f. Pſychologie in Leipzig (Jena 1934. G. Fiſcher).

in der Darſtellung immer nur Ausſchnitte bieten. Das aber, worauf es uns hier ankommt, muß in jedem noch ſo kleinen Ausſchnitt der Reihe, ſelbſt einem einzelnen Bilde, zu finden ſein; ſo wie jeder Teil zum Beiſpiel eines gotiſchen Domes den gotiſchen Stil des ganzen Werkes aufweiſt. Die ſtilhafte Linie, die alles Erleben eines einzelnen Menſchen durchgreift, muß auch alle ſeine leiblichen Züge durchgreifen und allen Ausdruck, der in dieſen Zügen ſpielt — wenn eben dieſer Menſch „aus einem Guſſe" iſt: eine ſtilreine Geſtalt an Leib und Seele.

Bild 8 der Frieſin verhält ſich zu Bild 5 ſo, wie Bild 7 der arabiſchen Frau ſich zu ihrem Bilde 6 verhielt. Die Zuwendung verſtärkt ſich, aber zugleich auch das, was wir als die Grundhaltung auf Bild 5 erkannten: das Sich-Sperren. Vielleicht kann jeder Menſch, gleichgültig welcher Raſſe, durch irgendein Mittel einmal dazu getrieben werden, ſich zu ſperren; davon reden wir nicht. Bei Menſchen von der Art dieſer Frau iſt es anders: das Sich-Sperren iſt gleichſam die Grundgebärde ihres Weſens, die durch alles, was an ſie herankommt, als erſte Rückwirkung geweckt wird. Zwar kann es dann urplötzlich und gewaltſam anders kommen; aber die Bereitſchaft, ſich zu ſperren, verbleibt — genau ſo wie die Bereitſchaft zu plötzlichem Bruch der Sperrung.

Die Augen ſind auf Bild 8 nicht mehr geſchloſſen; die Öffnung bedeutet Zuwendung und zieht auch eine Öffnung des vorher ſchmal geſpannten Mundes mit ſich, die noch mehr von unbewußter Zuwendung verrät. Aber das Auge öffnet ſich nicht voll, ſondern nur als ſchmaler Querſpalt, und zugleich vermehrt ſich die Geſpanntheit aller Züge, die das Auge ſäumen. Die Scheu vor Unbekanntem und die Bereitſchaft zu Gewaltſamkeiten ſpricht ſich im Stile dieſer eckigen Linien, in denen die Waagrechte betont iſt, aus. Ein Erleben ſolcher Art kann ſich vielleicht auch in anderen Linien ausſprechen — „irgendwie"; in dieſen Linien aber, wie Bild 5 und 8 ſie zeigen, ſpielt es rein und vollkommen, weil der bauliche Stil, in dem ja dieſe Linien gründen, ſolches Spiel begünſtigt, vielmehr: für eine ſolche Weiſe des Spielens geſchaffen ſcheint. Schon in entſpannter Grundhaltung drücken die rein baulichen (anatomiſchen) Formen dieſes Geſichtes die Möglichkeit und Bereitſchaft eines Sich-Sperrens aus. Bei Betrachtung des Bildes 1, das gleichartige Linien (noch kindlich unentfaltet) zeigt, ſagten wir, daß der Bau der Augenhöhlen ſich der Geſtalt eines ſchmalen Querſpalts nähert.

Wenn auf den Bildern 5 und 8 etwas nicht paſſen will, dann iſt es die Länge des Geſichtes: ein breiter Geſichtsbau würde die Waagrechte deutlicher betonen. Darum läßt ſich hier fragen: Müßte nicht eigentlich ein Geſicht, das geſchaffen iſt, ſolchen Ausdruck zu zeigen, breiter gebaut ſein?

Gehört nicht zur Vollendung des Stiles, der ſich hier leiblich und ſeeliſch ausſpricht, die Breite? — Wir werden die Antwort noch finden.

Bild 7, ſo ſahen wir vorhin ſchon, ſetzt den Ausdrucksweg, der auf Bild 6 anhob, an einer ſpäteren Stelle fort; die verbindenden Reihenglieder zwiſchen beiden Bildern laſſen wir hier beiſeite. Auch auf Bild 7 (wie auf Bild 8 der Frieſin) öffnet ſich das Auge, ja, es wendet ſich nach oben. Und nun ſtellt ſich etwas heraus, das ohne Bildausweis wenig glaubhaft erſchiene: daß man den Blick nach oben wenden und dabei zugleich die Lider ſenken, ja die Augen bis auf eine ſchmale Ritze ſchließen kann. Das geht tatſächlich, jeder von uns kann es verſuchen und üben. Zwar wird dieſer Vorgang bei den weitaus meiſten von uns einen anderen Anblick bieten als auf dem vorgelegten Bilde 7, und zwar deshalb, weil bei uns — das heißt bei den unter uns zumeiſt vertretenen Raſſen — die Augenhöhlen und Augenlider anders gebaut ſind als dort. Dies iſt der eine, der im Anatomiſchen liegende Grund, weshalb uns — von unſerer eigenen Leibesgeſtalt und von dem Bewegungsſtile aus geſehen, für den unſere Leibesgeſtalt geſchaffen iſt — eine ſolche Augenliderbewegung und Augenhaltung „unnatürlich", nämlich ſtilwidrig, erſcheint. Aber der andere Grund iſt tiefer und entſcheidend. Es gibt auch unter uns — und zwar durch jene Raſſenmiſchung, die manche als eigene Raſſe auffaſſen (dinariſche Raſſe) — immer wieder Menſchen, deren Augenhöhlen und Augenlider ſo gebaut ſind. Aber nicht allen dieſen iſt eine Ausdrucksbewegung der Augen, wie Bild 7 ſie zeigt, „natürlich"; das heißt nicht allen dieſen iſt eine Bewegungsweiſe, wie Bild 7 ſie zeigt, der ſtilgemäße Ausdruck ihrer Erlebensweiſe. Das deutſche Mädchen zum Beiſpiel, das auf Bild 13 erſcheint, hat denſelben Bau der Augenhöhlen und Augenlider wie die arabiſche Frau, die uns als Beiſpiel dient. Aber die Bewegungsweiſe, die Bild 7 zeigt, iſt jenem deutſchen Mädchen fremd; es macht von der ihm gegebenen Augenform nicht den Gebrauch, der im Bauſtile dieſer Augen vorgezeichnet iſt; es nützt die beſonderen ſtilgemäßen Ausdrucksmöglichkeiten, die in der Geſtalt ſeiner Augen liegen, nicht, ſondern gebraucht ſie ſo, wie auch andere deutſche Menſchen ihre Augen als Ausdruck gebrauchen: Augen, deren Lider anders geſchnitten ſind als dieſe. Und das rührt daher, daß dieſes Mädchen den Stil nicht lebt, der ſeinen Ausdruck in ſolcher Augenbewegung ſucht: das Erleben geht hier einen anderen Gang, folgt einem anderen Stilgeſetze. Auch die leibliche Erſcheinung dieſes Mädchens zeigt ſonſt faſt nichts von Zügen jenes Stiles, zu dem ihre Augenform gehört, ſondern iſt an Geſtalt und Farbe weſentlich nordiſcher Raſſe. Dazu kommt, daß die Welt, in der das Mädchen aufwuchs, ſelbſt im weſentlichen von nordiſchem Stile beſtimmt iſt und dadurch die Herrſchaft des nordiſchen Stilgeſetzes in ihm begünſtigte.

Wir kehren noch einmal zu Bild 7 zurück. Verglichen zum Beiſpiel mit Bild 8, iſt dieſes Ausdrucksſpiel uns ſchwer verſtehbar. Das liegt nicht allein daran, daß Bild 8 einen Menſchen unſerer eigenen Welt, Bild 7 aber ein artfremdes Weſen zeigt. Der Blick eines Tieres zum Beiſpiel, das uns weit artferner iſt als jene arabiſche Frau, kann uns manchmal leichter verſtändlich ſein als der Blick auf Bild 7. Der Grund liegt hierin: das, was Bild 7 zeigt, iſt an ſich ſchon ſchwierig; es iſt an ſich ſelbſt ſchon verwickelt und gewunden. Dieſer Blick iſt als ein werbender Blick gemeint: er will auf den Beſchauer Eindruck machen und ihn gewinnen. Er will ihn gewinnen durch einen Ausdruck des Leidens. Dieſes Leiden aber iſt nicht ein Leiden in unſerem Sinne: eines, das uns das Leben auflegt und das wir nun von innen her zu meiſtern, zu bewältigen, zu unterwerfen hätten. Dieſes Leiden hier liegt im Weſen des Menſchen ſelbſt, aber nicht jedes Menſchen, ſondern der Menſchenart, zu der ein Antlitz wie dieſes gehört. Wir rührten ſchon an die Stelle, wo dieſes Leiden entſpringt, als wir ſagten, daß dieſe Frau ihre Zuwendung zum Manne als etwas Sündiges erlebt, als etwas Sündiges erleidet und zugleich genießt. Dabei iſt zu beachten, daß hier mit „Zuwendung zum Manne" etwas in unſerem Sinne völlig Harmloſes gemeint iſt; und ferner, daß Sündigkeit nichts mit Schuldbewußtſein zu tun hat. „Schuld" bezieht ſich auf begangenes Unrecht; und ſolches Unrecht kann auch in einer Verfehlung gegen irgendeine in der Gemeinſchaft geltende Anſtandsregel beſtehen. Selbſtverſtändlich hat auch die Gemeinſchaft, in der dieſe Frau erzogen iſt, ihr Regelwerk von Anſtandsgeboten, die „man" nicht verletzen darf, ohne daß „man" ſchuldig wird. Und ſelbſtverſtändlich enthält gerade dieſes Regelwerk ein ſtrenges Verbot jener Zuwendung zum Manne; dies drückt ſich ſchon in der Vorſchrift des Schleiertragens aus. Wohl machte die Frau ſich nach dieſer Regel ſchuldig, ſchon als ſie den Schleier lüftete, zurückſchlug und ſogar ablegte, als wäre der anweſende Mann ihr Vater, Bruder oder Gatte, oder als wäre ſie ſelbſt eine abendländiſche Frau. Aber dieſe überkommenen Regeln werden in den Kreiſen dieſer Frau nur noch nach außen hin beachtet und im Grunde nicht mehr ernſt genommen, ſeitdem das Vorbild des „modernen" Abendlandes die überlieferte Geſittung in den morgenländiſchen Städten zerſetzt hat. Auch iſt dieſe Frau nicht mehr einem Gatten zu Schuldgefühlen verpflichtet; ſie hat ſich aus einer unmöglichen Ehe freigemacht, übt einen Beruf als Lehrerin für iſlamiſche Mädchen aus und iſt damit in einem Grade ſelbſtändig geworden, der von Frauen ihres Kreiſes noch ſelten erreicht wird. Das Bewußtſein der Sündigkeit, das all ihren Ausdruck, was auch ſein Inhalt ſein mag, mitbeſtimmt, hat keinen beſonderen Anlaß in der Geſchichte dieſer Frau, ſondern entſpringt ihrem Artgeſetze. Es iſt die Urſünde, von der die Bibel ſpricht. Es iſt das Grund-

erlebnis eines Menſchen, dem das Einfache nicht einfach, ſondern fragwürdig, und das Natürliche nicht natürlich, ſondern unrein erſcheint. Es iſt die Erlebensweiſe der vorderaſiatiſchen Raſſe. Geraden Weges in die Welt hineinzuſchreiten und ſie einfach ins Auge zu faſſen, iſt ihr fremd, denn ihr Erleben iſt zwieſpältig ſchon in ſeinem Urſprung: es kommt aus dem Zwieſpalt zwiſchen „Geiſt" und „Fleiſch". Und dieſer Zwieſpalt iſt es, der alles ſündig macht und bedürftig einer Reinigung durch die Hand des „Geiſtes"[1].

Wenn wir die Züge in dieſem Antlitz darauf prüfen, ob hier irgend etwas iſt, das nicht zum Übrigen ſtimmt, ſo ergibt ſich volle Einſtimmigkeit aller dieſer Züge im Sinne des ſeeliſchen Stiles, dem ſie als Feld ihres Ausdrucks dienen. Hier iſt nichts, von dem wir — wie bei den Bildern der Frieſin — ſagen könnten: dies müßte anders ſein, um der Seele, die in dieſen Zügen erſcheint, vollkommen ſtilgemäßen Ausdruck zu gewähren. Auch Bild 4, das wir bisher nur flüchtig ſtreiften, ſtimmt hierzu. Das Völlig-Unkindliche, das im Vergleiche mit Bild 3 hier auffiel, kommt aus dem Ur-Zwieſpalt, aus dem Nicht-einfach-ſein-Können. Selbſt Kinder vorderaſiatiſcher Raſſe erſcheinen uns immer unjung, denn ſie können nicht jung ſein in irgendeinem uns gangbaren Sinne.

Wie aber geben ſich die Dinge, wenn wir die bisher vorgelegte Reihe um die Bilder 9 bis 11 derſelben Frau verlängern? Dieſe Aufnahmen ſind an einem anderen Tage gemacht; außer dem Verfaſſer war nur noch eine europäiſche Frau zugegen. Die Aufmerkſamkeit der Abgebildeten iſt zwiſchen den beiden Geſprächspartnern geteilt. Auf Bild 9 iſt ſie noch dem Verfaſſer zugewendet. Der Ausdruck erinnert durch die Haltung der Augen deutlich an Bild 7; aber ebenſo deutlich tritt ſchon hier etwas Neues auf, das auf den vorigen Bildern fehlt. Es iſt eine Art von Lächeln, die eigentlich nicht in dieſes Geſicht gehört. Was dieſes Lächeln will, zeigt dann das folgende Bild (10): es will — gegenüber der Europäerin — die Rolle der „Dame" im abendländiſchen Sinne verkörpern. Es will „geſellſchaftlich" ſein im Stil einer engliſchen Lady. Das Vorbild haben engliſche Kolleginnen abgegeben, wie ſie dort als Vorſteherinnen an jenen Schulen wirken, die von Europa zur Verwirrung des morgenländiſchen Kulturbewußtſeins errichtet worden ſind.

Auf Bild 11 hat der Verſuch, mit vorderaſiatiſchen Zügen die Ladyrolle zu ſpielen, aus dieſem Antlitz ein wahres Spottgebilde geſchaffen. Das

[1] „Geiſt" aber meint hier etwas völlig anderes als das, was in unſerer Welt als Geiſt gilt. Das Artgeſetz der vorderaſiatiſchen Raſſe zeigt der 5. Abſchnitt (Der Erlöſungsmenſch) meines Buches „Raſſe und Seele" (München 8. Aufl. 1937. J. F. Lehmann); ferner mein Beitrag „Der ſemitiſche Menſch" in der Zſchr. „Raſſe" 1. Jg. Heft 4/5.

inſulare engliſche Weltmachtbewußtſein gegenüber allem, was nicht engliſch iſt, verbunden mit keep smiling, wird in der Haltung des Kopfes, in der Schürzung der Lippen und Wangen verſucht. Inwendig ſieht ſich dieſe Frau nun unter dem Bilde der engliſchen Kollegin: ſie „fühlt ſich" als dieſe und meint nun, das Bild, unter dem ſie ſich fühlt, auch nach außen zu verwirklichen: ſie fühlt ſich überlegen und gewinnend zugleich. Sie ſieht nicht den furchtbar lächerlichen Widerſpruch zwiſchen dem, was ſie ſpielt, und der ſtilhaften Geſtalt ihrer Züge, die ſie zu dieſem Spiele zwingt. Das Bild zeigt mit bedeutſamer Klarheit, daß man Ausdruckszüge nicht nur im Sinne ihres eigenen Stiles gebrauchen kann, ſondern auch in einem völlig anderen, in einem ſtilwidrigen Sinne. Zwar wird dadurch nicht der fremde Stil verwirklicht, wohl aber der eigene geſchändet und zerſtört.

Bei alledem aber bleibt ſelbſt hier noch das im Hintergrunde, was in allem Ausdruck dieſes Geſichtes auf den betrachteten Bildern zu finden war: das Bewußtſein jener Sündigkeit, die aus dem Zwieſpalt — dem artgegebenen Zwieſpalt des vorderaſiatiſchen Menſchen — kommt. Zumal auf Bild 9 und 11 iſt es noch deutlich zu ſpüren. Die „Überlegenheit" des Lady-Ausdrucks wird hier letzten Endes doch noch umgebogen, wird gleichſam überſetzt in eine Überlegenheit durch Sündigkeit, durch Zwieſpalt; in etwas völlig Lady-Fremdes alſo: in eine Überlegenheit durch Leiden. Dieſes Ineinander-Spielen und Einander-Verfälſchen zweier Stile, zweier einander ausſchließenden Welten iſt es, was dieſe letzten Bilder ſo peinlich macht.

Aber gerade der artwidrige Gebrauch enthüllt etwas Weſentliches vom Ausdrucksgeſetz der Raſſe. Wir zeigten das vorderaſiatiſche Antlitz im Wandel ſeines Ausdrucks, und überall herrſchte die Gebärde des Augenſenkens: ſelbſt dort noch, wo das Spielen einer artfremden Rolle verſucht wird, für die das Augenſenken nicht ſtilhaft bedeutſam iſt. Alles Mienenſpiel des vorderaſiatiſchen Menſchen, was es auch ausdrücken mag, iſt von der Bewegung der Augenlider beherrſcht und läuft auf Augenſenken hinaus. Vergleichen wir die betrachtete Reihe noch einmal mit den Bildern 5 und 8 unſerer Frieſin: in dieſem Spiele waagrecht-eckiger Linien hat die Gebärde des Augenſenkens keine ſtilhafte Bedeutung. In dem Ausdrucksſpiele jener arabiſchen Frau aber iſt es eine währende Haltung: ſo ſehr, daß all ihr Mienenſpiel wie eine ſtändige Abwandlung des Augenſenkens erſcheint. Dort ſogar, wo ſie ihren artlichen Stil verleugnen möchte, ſchwelgt ſie im Augenſenken. — So hat jede Raſſe ihre herrſchende Gebärde, über die ſie gleichſam ſtolpert, wenn ſie ihre Züge zu ſtilfremdem Ausdruck zwingt.

Auch ein Menſch vom Raſſenſtile unſerer Frieſin entginge dieſem Schickſal nicht, wenn er ſeinen Stil verleugnen und etwa verſuchen wollte, ſich in vorderaſiatiſchem Stile auszudrücken. Einen ſolchen Vorgang ſehen wir

auf Bild 12. Es zeigt eine arabiſche Bäuerin (Halbfellachin) aus Judäa, in deren Raſſenmiſchung derſelbe Stil vorherrſcht wie im Antlitz jener Frieſin auf unſeren vorbetrachteten Bildern: der niedrige Bau der Augenhöhlen, die kurzen gefalteten Lider, die Betonung der waagrechten Linie iſt deutlich zu erkennen. Es iſt der Stil der fäliſchen Raſſe, der die baulichen Linien hier im weſentlichen beſtimmt[1]. Fäliſches Blut findet ſich im arabiſchen Bauerntume ſelten. Die Raſſe, die unter den ſeßhaften Teilen der Bevölkerung dort überwiegt, iſt die vorderaſiatiſche. Und dieſe beſtimmt denn auch mit ihrer Weiſe, zu erleben und ſich auszudrücken, den Stil, der in der Gemeinſchaft dieſer Menſchen gilt. Der Ausdruck der vorderaſiatiſchen Seele, die Gebärde des Erlöſungsmenſchen, iſt hier das Vorbild. So kommt es, daß hier eine Frau, deren Antlitz — zumal in der Augengegend — fäliſch gebaut iſt, dieſe fäliſchen Züge auf eine vorderaſiatiſche Weiſe gebraucht. Sie ſenkt die Augen in einem Falle, in dem ihr eigenes raſſiſches Geſetz dies nicht fordert, und in einer Weiſe, die dem Bauſtil ihrer leiblichen Züge widerſpricht.

Dieſe letzte Betrachtung gab uns einen neuen Geſichtspunkt. Unterſuchen wir die Bedeutung, die eine beſtimmte Ausdrucksbewegung, etwa das Augenſenken, im Stilbereiche irgendeiner Raſſe hat, ſo haben wir nicht nur zu fragen, wie ſie dieſe Bewegung ausführt, ſondern auch, wann ſie es tut, das heißt in welchen Fällen. Die meiſten Anläſſe, die im vorderaſiatiſchen Menſchen ein Erleben wecken, das ſich dort in einem Augenſenken ausdrückt, wirken ſich zum Beiſpiel im fäliſchen und im nordiſchen Menſchen völlig anders aus. Ein Beiſpiel bieten die Bilder 14 und 15. Sie zeigen ein reinraſſig nordiſches Geſicht. Während ich die Aufnahmen machte, ſprach ich dem abgebildeten Manne gegenüber einen Tadel aus. Darauf faßt er mich ins Auge (Bild 14) und zugleich auch den von mir ausgeſprochenen Tadel. Er hält ſich die Sachlage prüfend gegenüber, beurteilt ſie aus kühlem, ſachlichem Abſtand, frägt ſich: Trifft mich der Vorwurf? urteilt: Nein, er trifft mich nicht. Damit ſchiebt er ihn wortlos beiſeite (Bild 15), und die Sache iſt für ihn erledigt. — Ein vorderaſiatiſcher Menſch hätte hier zu allernächſt mit einem Senken der Augenlider Antwort gegeben. Nahm er den Vorwurf als berechtigt, ſo fiel er in das ſtändig wache Bewußtſein der Sündigkeit; empfand er ihn als unrecht, ſo weckte er ein Schwelgen im Bewußtſein des Unrecht-Leidens. Beiderlei Leiden in vorderaſiatiſchem Stile drückt ſich in Spielarten des Augenſenkens aus.

Bei wirklichem Schuldbewußtſein freilich iſt es auch im Bereiche nordiſchen Ausdrucks möglich, daß die Augen „niedergeſchlagen" werden. Daneben

[1] Zum Raſſenſtil des fäliſchen Menſchen vgl. den 2. Abſchnitt (Der Verharrungsmenſch) meines Buches „Raſſe und Seele" ſowie den 10. Abſchnitt (Nordiſch und Fäliſch. „Germaniſch") meines Buches „Die nordiſche Seele".

gibt es beſtimmte Weiſen nordiſchen Augenſenkens, die nicht Betroffenheit, nicht Schuld ausdrücken, ſondern eine künſtliche Betonung des Abſtandsbewußtſeins, die dann eintritt, wenn dieſes Abſtandsbewußtſein in Gefahr iſt und künſtlich gehalten werden ſoll. Bild 17 zeigt einen ſolchen Vorgang. Der leiſe geöffnete Mund verrät etwas, von dem das Auge nichts wiſſen will; darum ſchließt es ſich in einer Abwehr, die ſich als Hochmut geben möchte.

Entgegengeſetzten Sinn hat das Augenſenken auf Bild 16. Es zeigt ein arabiſches Stadtmädchen, deſſen Züge überwiegend im Stile der wüſtenländiſchen Raſſe gebaut ſind und hier auch deutlich in dieſem Stile gebraucht werden[1]. Das Mädchen weiß, daß es abgebildet wird, und antwortet darauf mit einem feſtlichen Bewußtſein der Auserwähltheit. Es iſt im Sinne dieſer Raſſe ein höchſter Augenblick, was dieſes Mädchen da erlebt. Zur ſtilgemäßen Weiſe des Augenſenkens dieſer Raſſe — einem Augenſenken, das die Wonne der Auserwähltheit ausdrückt — gehört das leiſe Aufkräuſeln der Mundwinkel, wie unſer Bild es zeigt: eine kennzeichnend wüſtenländiſche (urſemitiſche) Ausdruckslinie. Auch für den wüſtenländiſchen Menſchen alſo hat das Augenſenken eine beherrſchende Bedeutung; aber es ſieht nicht nur anders aus, ſondern erſcheint auch im Zuſammenhange mit ganz anderen Ausdruckslinien als zum Beiſpiel beim vorderaſiatiſchen Menſchen und hat einen anderen Sinn. Im Ausdrucksſtile des nordiſchen und des fäliſchen Menſchen dagegen gewinnt es keine beherrſchende Bedeutung.

Es kann hier nicht unſere Aufgabe ſein, eine erſchöpfende Phyſiognomik dieſer oder jener Raſſe vorzulegen. Es galt, die möglichen Beziehungen aufzuweiſen, die zwiſchen der Ausdruck ſuchenden Seele und „ihrem" Leibe beſtehen können; genauer geſprochen: zwiſchen dem ſeeliſchen Erlebnis und der leiblichen Erſcheinung, an der ſich und durch die ſich das Erlebnis ausdrückt. Dazu wählten wir einzelne Züge in dieſem oder jenem Antlitz und befragten ſie nach dem Stile, in welchem ſie geſtaltet ſind, und nach der Weiſe, in welcher die Seele ſie gebraucht.

Darnach betrachten wir jetzt die Geſamtgeſtalt eines Menſchen und fragen nicht mehr nach dieſem oder jenem einzelnen Zuge, um ihn für ſich zu betrachten, ſondern nach der Umrißlinie der geſamten Geſtalt. Wir fragen Bild 18, was die Umrißlinie dieſer leiblichen Erſcheinung — zunächſt rein ihrem Bauſtile nach, ohne Rückſicht auf die Bewegtheit — an Möglichkeiten des Ausdrucks birgt; anders geſagt: was ſie einer Seele bietet, der dieſer Leib als Schauplatz und Werkzeug ihres Ausdrucks dient. Und in dieſer Frage liegt ſchon die andere eingeſchloſſen: ob die Umrißlinie einem einzigen

[1] Über die wüſtenländiſche Raſſe vgl. den 4. Abſchnitt meines Buches „Raſſe und Seele" (Der Offenbarungsmenſch); ferner L. F. Clauß, „Semiten der Wüſte unter ſich" (Berlin 1937, Büchergilde Gutenberg).

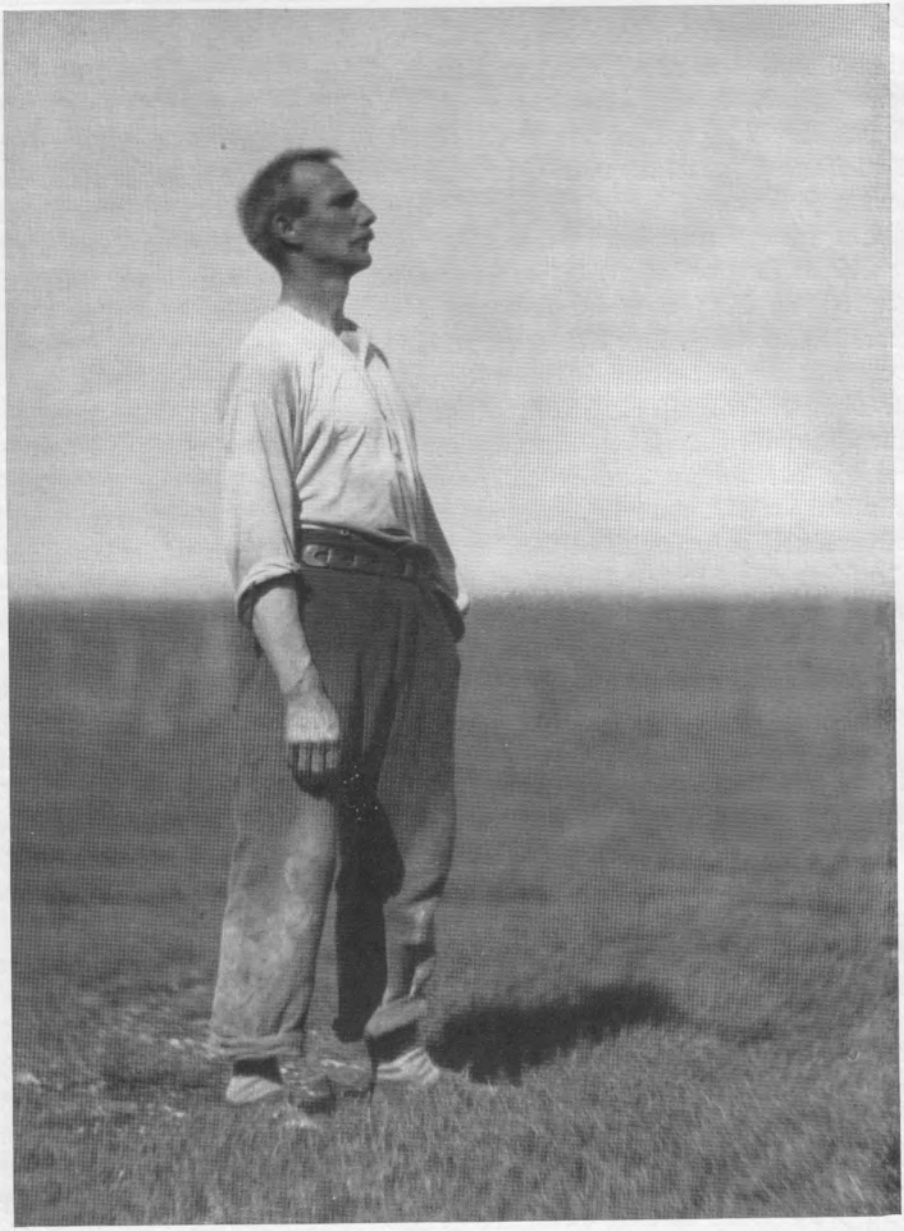

Bild 18: Gesamtgestalt in nordischem Stile. Die Linienführung deutet auf eine ganz bestimmte Bewegungsweise, zu der es z. B. gehört, den Kopf in den Nacken zu schleudern. Bauer von einer friesischen Insel.

Bild 19: Geſamtgeſtalt in fäliſchem Stile. Auch dieſe Linienführung deutet auf eine ganz beſtimmte, aber eine andere Bewegungsweiſe, zu der es z. B. gehört, in beſtimmten Fällen den Kopf in den Nacken zu rücken. Dieſe fäliſche Ausdrucksbewegung bedeutet etwas anderes als jene nordiſche. frieſiſche Bäuerin von der Nachbarinſel.

Geſetze folgt, ob die Geſtalt hier Zug um Zug von einem einzigen Sinne durchherrſcht iſt, ob die Züge in ſich zuſammenſtimmen zu bruchloſer Einheit eines ſtilreinen Gezüges — oder nicht.

Vom Nacken her holt der Umriß weit aus, ſpringt zurück zum Hinterhaupt, ſpringt dann in weitem, flachem Bogen vorwärts, gleitet über die Stirn und brandet leicht überm Auge, ſtößt vor um die Naſe, ſetzt ſich klar ab am Mund und ſtößt noch einmal ſchroff und deutlich in den Raum als Kinn. Das Haupt wächſt gleichſam hervor aus einem ſchlanken Halſe, der es leichthin trägt, als ob es laſtlos wäre.

Und was vom Haupt und Halſe gilt, das gilt auch von der Geſtalt des Rumpfes, aus dem der Hals in flüſſiger Linie hervorſpringt. Die beſondere Weiſe dieſer ſchnittigen, ſcharfkurvigen Schlankheit weiſt auf Bereitſchaft ſowohl zu harter Straffung und zu ſcharfem Vorſtoß wie zu gelaſſener Gelöſtheit in der Leiſtungsruhe. Da iſt kein Zug, der nicht zum andern Zuge ſtimmte; das Gezüge iſt bruchlos, wie aus einem Guſſe.

Solche leibliche Geſtalt iſt geſchaffen für eine Seele, die ihre Welt als etwas erlebt, das ihr gegenüberſteht und dem ſie ſelber gegenübertritt, nicht, um ſich blind in ſie hineinzuſtürzen, ſondern um ſie — aus einem ſtets verbleibenden Abſtand — anzupacken und etwas an ihr zu leiſten. Und unſer Bild erzählt, daß im gegebenen Falle dieſe Geſtalt, die uns da als Beiſpiel diente, einer Seele gehört, die ſie tatſächlich ſo gebraucht: ſie gebraucht dieſe leibliche Erſcheinung ganz offenbar in dem Sinne, der aus dem Bauſtil dieſer Erſcheinung ſpricht. Die Haltung des Hauptes, deſſen Linien hier gleichſam ſich ſelbſt aus dem Umriß hervorzuſchleudern ſcheinen; der vorgeſetzte Fuß, der zwar feſt auf der Erde ſteht, aber nicht ihr verhaftet iſt, ſondern ſtets im Begriffe, vorzutreten und ſicher aufzutreten — all dieſe gereckte Bereitſchaft, in die Welt hineinzuſchreiten, ſtimmt ganz zu dem Stile, in dem dieſer Leib gebaut iſt.

Aus den leiblichen Zügen ſprechen hier die ſeeliſchen Züge ſo, daß nirgends ein Sprung und Mißklang im Gezüge auftritt. Leib und Seele ſind hier eine bruchloſe Einheit: das Gezüge der Seele und das Gezüge des Leibes ſind hier eines. Die Seele hat „ihren" Leib, das heißt ſie hat die leibliche Erſcheinung, die ſie braucht, um durch ſie vollkommenen, bruchloſen Ausdruck zu finden. Wo dies ſtatthat, daß Leib und Seele aus einem Guſſe ſind, von einem einzigen Gezüge durchwaltet, da ſprechen wir von *reinraſſiger Erſcheinung*. — Dabei liegt der Ton hier mit auf dem Worte Erſcheinung. Denn zum Ausweis der Reinraſſigkeit eines einzelnen Menſchen reicht ſein ſeeliſch-leibliches Erſcheinungsbild nicht aus: das reine Gezüge muß ſich als erbfeſt erweiſen im Wechſel der Geſchlechterfolgen, das heißt der einander erblich folgenden Erſcheinungsbilder.

Die Raſſe, die ſich in unſerem Bilde 18 darſtellt, heißt in der Wiſſenſchaft *die nordiſche Raſſe*. Dieſe Bezeichnung hat zu vielen Mißdeutungen Anlaß gegeben, weil das Wort „nordiſch" auch im Sinne von „ſkandinaviſch" gebraucht wird; andere wollten das Wort ſo verſtehen, als ſei dieſe Raſſe nur im Norden Deutſchlands zu finden. Beides iſt *nicht* der Sinn der Bezeichnung „nordiſche Raſſe". Nordiſche Raſſe iſt auch in den ſüdlichen Teilen des deutſchen Volksgebietes die Schöpferin und Trägerin der Deutſchheit, während andererſeits im Norden Deutſchlands — und ebenſo in den ſkandinaviſchen Ländern — außer nordiſchem Blut auch nichtnordiſche Raſſen leben.

Einen Sinn, der *ſeelenkundlich* brauchbar wäre, gewinnt die Bezeichnung „nordiſch" freilich nur dann, wenn es uns gelingt, einen weſenhaften Zuſammenhang zwiſchen der Landſchaft des Nordens und dem Erlebensſtile dieſer Raſſe aufzuweiſen[1]. Der Seelenforſcher müßte die Raſſen nach dem bezeichnen, was ihm der Gang ſeiner Forſchung vors Auge rückt. Seelenkundlich eine Raſſe erforſchen, bedeutet zunächſt: den *Sinn ihrer leiblichen Geſtalt* erkennen. Dieſer Sinn aber iſt *nur aus der ſeeliſchen Geſtalt verſtehbar*.

Bei Betrachtung eines Leibes leitet den Raſſenſeelenforſcher immer die eine Frage: was vermag dieſer Leib, dieſer ſo und ſo geſtaltete, an Ausdruck zu zeigen? Für welche Art von Ausdruck iſt er gemacht? Von dieſer Frage waren unſere Beſchreibungen geleitet. Der Sinn des Leibes iſt es, der Seele „Raum zu geben": nur durch ihn erſcheint ſie im Raume und wird ſo „leibhaft". Darum iſt es nicht gleichgültig, welchen Leib ſie hat: ob er ſo geſtaltet iſt oder ſo, als wäre Ausdruck gleich Ausdruck. Eine Seele von beſtimmter Geſtalt, eine ſtilbeſtimmte Seele, braucht einen Leib, deſſen Geſtalt ihrer eigenen Geſtalt entſpricht. Sonſt kann ihr Ausdruck an ihm nicht ſeinen Stil entfalten. Irgendwie Ausdruck zeigen könnte ſie ja auch dann; aber das, was von ihr ſichtbar würde an einem ſolchen ſtilfremden Leibe, wäre nicht mehr der Ausdruck, den die Seele als den ihren erlebt. Man kann ja wohl ein Muſikſtück, das für Cello geſchrieben iſt, ſchließlich auch auf der Trompete blaſen. Aber das, was dann hörbar wird, ſtimmt nicht mehr mit der Schöpfung des Tonſetzers überein: der Sinn des Werkes bricht ſich an dem ungeeigneten Werkzeug. So muß der Sinn einer Seele ſich an dem Werkzeug ihres Ausdrucks brechen, wenn die Geſtalt des Leibes in entſcheidenden Zügen der Geſtalt der Seele widerſpricht. Solche Gebrochenheit des Ausdrucks zeugt von Raſſengemiſchtheit.

Auf unſerem Bilde 18 iſt hiervon nichts zu finden: hier herrſcht Einklang

[1] Vgl. den 6. Abſchnitt (Seele und Landſchaft: Nordland und Mittelmeerland) meines Buches „Die nordiſche Seele".

des Stiles zwiſchen Seele und Leib. Eine Seele, der ein ſolcher Leib zum Ausdruck taugt, ſtößt vor in ihre Welt und greift hinaus in ſie. Ihre Welt iſt etwas, das ſie ſich gegenüber weiß: ein weiträumiges Wirkfeld, von der Ferne durchwaltet. Da iſt kein Ding, das die Seele nicht im Abſtand hielte: ſie hält es ſich gegenüber und macht es zum „Gegenſtand". Raum muß bleiben, wo ein Menſch wie dieſer zu leben vermag: Raum für die weitausſchwingende Bewegung, die ſein Leben ausmacht. Ein Raum aber, der *ſein* Lebensraum ſein kann, iſt einer, der einlädt, in ihn hineinzuſchreiten und einen Weg zu ſuchen, der ins Ferne führt. Das Ferne iſt ihm nicht ein Uferloſes, nicht etwas, das „irgendwo" geſtaltlos verſchwimmt; das Ferne iſt das, was über den geſtaltenden Griff hinausliegt und noch erkämpft ſein will durch künftigen Ausgriff.

Dieſes Daſein „gegenüber" der Welt, dieſen Vorſtoß und Ausgriff erlebt der nordiſche Menſch als ein Leiſten an der Welt (oder, wenn er ſich ſelbſt gegenübertritt, als ein Leiſten an ſich ſelbſt). Der oberſte Wert ſeiner artrechten Wertordnung iſt Leiſtung; nur was in irgendeinem Sinne als Leiſtung gewertet werden kann, hat wirklichen Wert für ihn. Die Raſſenſeelenkunde bezeichnet daher den nordiſchen Menſchen als den *Leiſtungsmenſchen*.

Der Mann, deſſen Geſtalt uns hier als Beiſpiel diente, iſt ein frieſiſcher Bauer von einer Nordſeeinſel. Wir ſtellen nun eine zweite Geſtalt daneben, die in entſprechender Weiſe in ihrer Welt ſteht; und zwar iſt es eine frieſiſche Bäuerin von der Nachbarinſel. Betrachten wir die Umrißlinie auch dieſer Geſtalt (*Bild 19*).

Hier ſind nicht ſchlanke, flüſſige, ausgreifende Formen; hier herrſcht die Waagrechte vor, hier iſt die Breite betont. Das Haupt ſitzt auf kurzem Halſe und hebt ſich aus geraden Schultern. Wenn dort — auf dem vorigen Bilde — alle Umrißlinien Richtung hatten und auf Bewegung deuteten, gleichſam aus einem Innenpunkte herausgeſchleudert ſchienen, ſo wirkt dieſe Geſtalt hier wie eingewurzelt, wie in ihrer eigenen Schwere wuchtend.

Wir wiſſen ſchon aus der Betrachtung unſerer Bilder 5 und 8, in welchem raſſiſchen Stile dieſe Geſtalt gebaut iſt: es iſt der Stil der *fäliſchen* Raſſe. Auch wird die Geſtalt, ſoviel hier erkennbar iſt, durchaus im Sinne ihres Stiles gebraucht: in der Haltung dieſer Frau iſt hier nichts, das dem Sinne ihrer leiblichen Erſcheinung widerſpräche. Es iſt die Geſamtgeſtalt derſelben frieſiſchen Frau, die wir ſchon von jenen vorbetrachteten Bildern kennen.

Die beiden Raſſen, die uns zuletzt als Beiſpiel dienten, die nordiſche und die fäliſche Raſſe, unterſcheiden ſich tief, jedoch nicht ſo, daß nicht manche Züge gemeinſam wären oder doch einander ähnlich, einander verwandt. Schon die leibliche Erſcheinung kündet Verwandtſchaft. Beide ſind ragend gebaut, beide machtvoll: die nordiſche ragend-ſchlank, auf Überwindung des

Raumes und Überwindung der Schwere gebaut, in der inneren Ferne lebend; die fäliſche ragend-wuchtig, auf Verharren im Raume gebaut, in der inneren Schwere lebend. Die Raſſenſeelenkunde nennt die fäliſche Raſſe den Verharrungsmenſchen. Beide ſind hellhäutig, hellhaarig und hellägig. Wir werden ſpäter betrachten, was ſolche Helle bedeutet für die Seele, die ſich an einem hellen Leibe ausdrückt.

Vorläufig iſt unſer Augenmerk nur auf die Umrißlinie gerichtet. Im Stile jeder raſſiſchen Geſtalt iſt auch eine beſtimmte Weiſe des Sich-Bewegens vorgeſchrieben. Dieſe raſſiſch beſtimmte Weiſe, ſich zu bewegen, fällt durchaus mit dem zuſammen, was wir ſchon im Auge hatten, als wir raſſiſch verſchieden geſtaltete Augenlider betrachteten und ſchließlich ſahen, auf welche verſchiedenen — wiederum raſſiſch verſchiedenen — Weiſen ſich ſolche Augenlider gebrauchen laſſen. Damals hatten wir einzelne Züge (und ihre Nachbarzüge) im Auge, jetzt das geſamte Gezüge. Diesmal fragen wir: kann die fäliſche Geſtalt auf Bild 19, deren Haupt ſich kurzhälſig aus einem ſchweren, kaſtenförmigen Rumpfe mit geraden Schultern erhebt, dieſes Haupt zum Beiſpiel mit einer gleichen Bewegung in den Nacken werfen, wie die nordiſche Geſtalt auf Bild 18 dies tut?

Gewiß, auch die fäliſche Geſtalt kann ihre Muskeln ſo bewegen, daß ſich der Kopf in gleichem Winkel zur Wirbelſäule rückwärts legt wie bei der nordiſchen Geſtalt. Aber während bei dieſer eine ſolche Haltung wie die Auswirkung eines federnden Rückwärtsſchwunges wirkt — einer Bewegung alſo, die im Sinne der nordiſchen Umrißlinie gründet —, würde eine ſolche Bewegung dem Sinne der fäliſchen Geſtalt widerſprechen. Den Kopf in den Nacken zu werfen, beſſer: in den Nacken zu ſchleudern, hat nur Sinn, wenn dieſe Bewegung leicht und federnd geſchieht. Fäliſche Geſtalt aber iſt nicht für Leichtes und nicht für Federndes geſchaffen. Ein fäliſches Haupt läßt ſich ſtilgemäß in den Nacken rücken: das Kinn wird angezogen und drückt ſich auf die Kehle; das Haupt kann ſich dabei nicht rückwärts legen, ſondern es richtet ſich auf.

Doch liegen die Dinge leider nicht ſo einfach, daß wir nun ſagen dürften: in den Fällen, da der nordiſche Menſch ſeinen Kopf in den Nacken ſchleudert, wird der fäliſche Menſch den ſeinen in den Nacken rücken. Die nordiſche Geſtalt iſt als Ausdruckswerkzeug für eine andere Art von Seele geſchaffen als die fäliſche Geſtalt: die eine für die nordiſche, die andere für die fäliſche Seele. Und beide kommen, ſtreng genommen, niemals in „denſelben Fall"; denn jede von beiden faßt das, was von außen an ſie herankommt, in anderem Sinne auf als die andre und macht ſomit etwas anderes — einen anderen „Fall" — daraus. Und jede ſchafft ſich damit eine andere Welt, das heißt eine Welt, die von anderem Stile durchwirkt iſt.

3. Zweierlei Geſicht. Der Artriß.

Die Bezeichnung Leiſtungsmenſch ſoll nicht bedeuten, daß ein Menſch dieſer Art den lieben langen Tag immer nur leiſten könne. Die Bezeichnung ſoll ſagen, daß im Wertbereiche dieſes Menſchen nach ſeiner eigenen artrechten Wertordnung der oberſte Wert der Leiſtung zukommt. Der nordiſche Menſch kann voll entſpannt und läſſig ſein. Er kann auch faul ſein. Aber wertvoll iſt ihm das Faulſein nur dann, wenn es ein Kräfteſammeln zu neuer Leiſtung iſt, gleichſam die Pauſe füllt zwiſchen Leiſtung und Leiſtung. Der Wert auch des Faulſeins alſo wird am Werte der Leiſtung gemeſſen.

Das Wort Leiſtungsmenſch will keineswegs bedeuten, daß ein Menſch dieſer Art nicht ſpielen könne, daß er nicht leicht ſei oder nicht heiter ſei. Wir ſchauen Bild 20 an: dieſer nordiſche Kopf wird leicht und gelaſſen auf ſchlankem Halſe getragen, und ſein Ausdruck zeigt ſpielende Heiterkeit im Stile des Leiſtungsmenſchen. Auf Überwindung der Schwere iſt dieſer Leib gebaut: all ſeine Bewegung iſt machtvoll, aber leicht, nicht laſtend.

Ein Gleiches gilt, ſo ſcheint es, für das Antlitz (und weiterhin für die geſamte Geſtalt) der deutſchen Bäuerin, die wir auf dem folgenden Bilde 21 ſehen. Die Frau befand ſich, als ich dieſe Aufnahme machte, auf heimatlichem Boden unter ihresgleichen: unter Verwandten und Freunden, mit denen ſie ſich unterhielt. Die Menſchen, mit denen ſie ſpricht, ſind ihr zwar vertraut, aber nicht ganz alltäglich: es ſpielt im Ausdruck etwas mit von jener nach außen betonten Freude, die auch bei behaglichen Beſuchen gerne noch den Vordergrund beherrſcht. Auch die Tracht, die ſie anhat, iſt ihr zwar heimatlich vertraut, aber nicht alltäglich: man trägt dieſe Tracht dort nur noch an hohen Feiertagen. Hier wurde ſie angelegt, um ſie mir vorzuführen. Dabei fühlt ſich dieſe junge Frau nun herausgehoben als bevorzugte Vertreterin ihres Stammestumes, auf das ſie ſtolz iſt. Sie „fühlt ſich", das heißt, ſie erlebt das, was ſie auch wirklich iſt, bewußt als eine Rolle.

Wie beſchaffen ſind hier die leiblichen Züge, die dieſem Erleben zur Verfügung ſtehen, um ſich an ihnen abzuzeichnen durch Ausdruck? Die Stirn wirkt ſchmal, die Naſe leicht und gegliedert; das Auge öffnet ſich frei, der Blick ſcheint in den Raum zu ſtrahlen. Auch das Kinn wirkt ſchlank, und der Mund wird mit gelaſſener Anmut getragen. Unwillkürlich denken wir uns

Bild 20: Das Wort Leiſtungsmenſch ſoll nicht bedeuten, daß ein Menſch dieſer Art immer nur leiſten könne. - Spielende Heiterkeit in nordiſchem Stile. Deutſche Künſtlerin aus Weſtfalen.

Bild 21: Deutſche Bäuerin, weſentlich nordiſch.

Bild 22: Deutſche Bäuerin, weſentlich fäliſch.

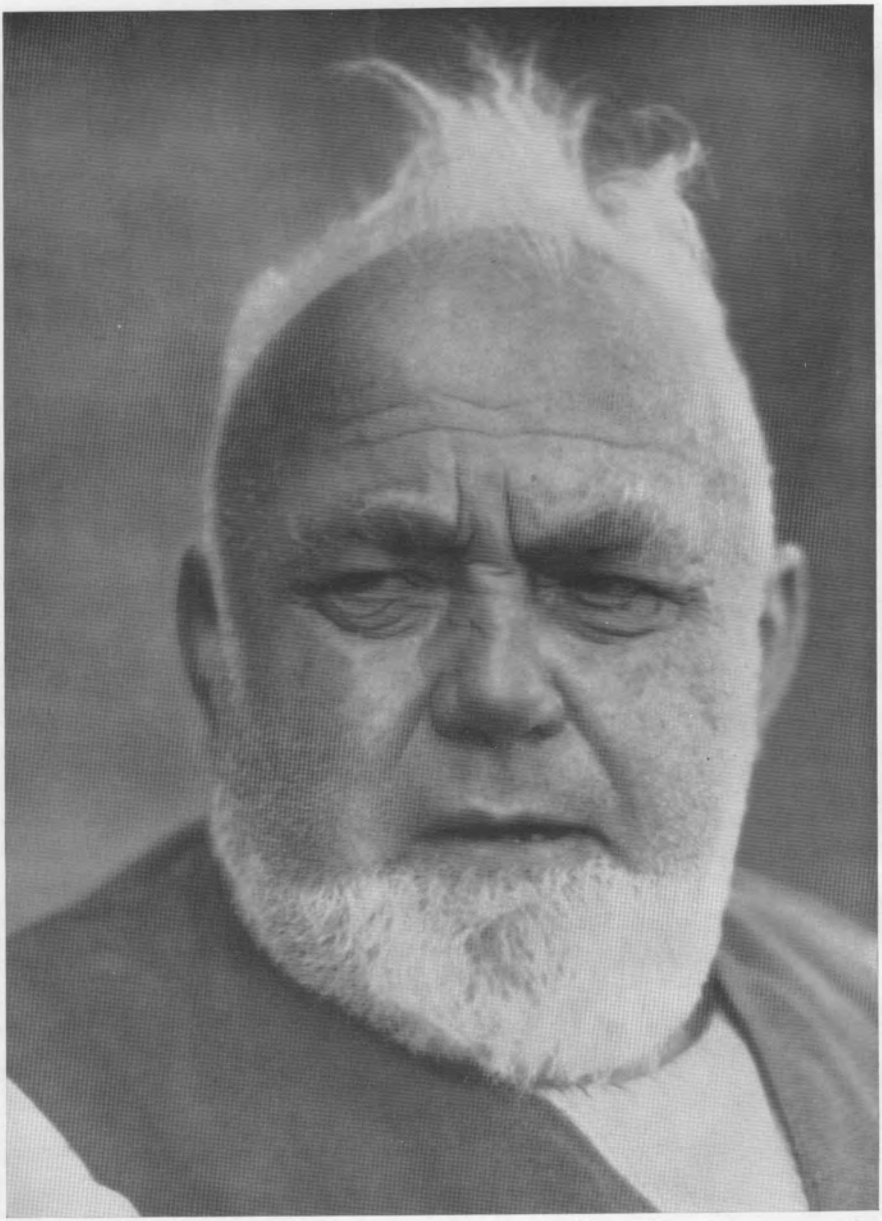

Bild 23: Frieſiſcher Bauer und Seemann, weſentlich fäliſch. Der Blick wirkt wie von innen gehalten und weiſt barſch ab, was von draußen herantritt: er ſperrt ſich.

den Hals, von dem wir auf dem Bilde nur wenig ſehen, lang und leichtflüſſig aus den Schultern ſteigend und ergänzen uns dazu einen ſchlanken, hochgebauten Rumpf mit langen, frei beweglichen Gliedern und ſchmalen Händen: eine Geſtalt etwa von der Art, wie wir ſie auch zu dem Bilde 20 ergänzen, nämlich eine Geſtalt im Stile des nordiſchen Leiſtungsmenſchen.

Warum denn ergänzen wir die gegebene Erſcheinung gerade ſo? Darum, weil die Züge, die uns das Antlitz im Verlaufe des geſchilderten Erlebens bietet, eine ſolche Ergänzung fordern: wenn wir die leibliche Geſtalt im eigenen Stile dieſer Züge ergänzen ſollen, ſo kann es nur in der Weiſe geſchehen, wie es ſoeben geſchah. Eine andere ſinngemäße Ergänzung iſt nicht möglich.

Wir wenden uns nun dem nächſten Bilde 22 zu. Wie liegen die Dinge da? Wieder ſehen wir eine bäuerliche Frau, die irgendwo zu Beſuch iſt. Dieſer Beſuch freilich ſpielt ſich nicht im vertrauten Bereiche ab, ſondern in einer kleinen Stadt, die der Abgebildeten fremd iſt.

Es gibt verſchiedene Möglichkeiten, ſich dem Fremden gegenüber zu verhalten. Man kann mit gläubigem oder prüfendem Auge ſich ihm zuwenden und es zu begreifen oder zu entdecken ſuchen. Haltungen ſolcher Art liegen im Ausdrucksbereiche der beiden vorigen Bilder. Dieſes Antlitz aber (Bild 22) zeugt von einer anderen Haltung. Dieſe Seele ſperrt ſich ab gegen die ganze fremde Welt, die da als Stadt und ſtädtiſches Leben an ſie herantritt und die ſie als eine Bedrohung empfindet, als eine Störung ihres Verharrens. Plötzlich taucht auch ihr Begleiter, der hier ich ſelbſt war, für ſie ein in dieſe fremde, als bedrohlich empfundene Welt. Während ſie mich in der ihr vertrauten bäuerlichen Welt ihrer Heimat nicht als weſentlich fremd empfunden hatte, war ich nun plötzlich für ſie weit abgerückt in dieſes ganz andere Leben hinein: ein Fremder für ſie, ein Städter unter Städtern.

Dieſes Sich-Sperren der Seele, dieſes Sich-Verſchanzen iſt die Grundhaltung des fäliſchen Verharrungsmenſchen, die er allem entgegenſetzt, was als fremd an ihn herantritt. Wir kennen ſie von unſeren Bildern 5 und 8. Und dieſes Erleben in fäliſchem Stile findet hier leibliche Züge, die durchaus geſchaffen ſcheinen, gerade ſolches Erleben auszudrücken: Züge fäliſchen Stiles. Wir betrachten daneben ein anderes fäliſches Antlitz, das gleichfalls bäuerlich geprägt iſt, Bild 23, und finden da den gleichen Stil des leiblichen Baues und des durch ihn ſprechenden Ausdrucks. Die waagrechte Linie herrſcht auch da: alles iſt Wucht und Schwere. Der Kopf ſitzt kurzhälſig auf geraden Schultern; der Blick kommt aus engſpaltigen Augenlidern, die waagrecht ſtehen. Er wirkt wie von innen gehalten und weiſt barſch ab, was von draußen herantritt. Das gleiche Gezüge herrſcht hier wie auf dem vorigen Bilde.

Notwendig müſſen wir zu beiden Bildern uns einen Rumpf in gleichem Stile ergänzen: einen Rumpf, der die waagrechte Linie betont und darum ſelbſt bei ragender Wucht noch breit wirkt, ganz auf Schwere gebaut; einen eckigen, klotzigen, ja vierſchrötigen Rumpf. Der Rumpf zu Bild 22 wird ſo ſein wie der, den Bild 19 zeigt; und ſo wie dort wird er gehalten werden müſſen, ſo wird er ſtehen müſſen, wenn er dem eigenen Stile gemäß gebraucht wird: breitſpurig, dem Boden verhaftet, wie eingewurzelt. Wir können nicht anders ergänzen als ſo, weil der Stil, in dem dieſes Antlitz gebaut iſt und in dem es ſich ausdrückt, ſeinem Sinne nach eine ſolche Ergänzung fordert.

So mag es uns denn befriedigen zu erfahren, daß die auf Bild 22 abgebildete Bäuerin tatſächlich jene Inſelfrieſin iſt, deren Vollgeſtalt wir auf Bild 19 ſehen. Mithin iſt dieſes Antlitz auch das gleiche wie jenes, das auf Bild 5 und 8 erſcheint. Nun aber kommt eine ſeltſame, zunächſt verwirrende Enttäuſchung: auch Bild 21 zeigt das gleiche Antlitz! Dieſer völlig ſtilverſchiedene ſchlanke nordiſche Kopf iſt der gleiche, wie der klotzige fäliſche Kopf des danebenſtehenden Bildes.

Wie iſt dies möglich? Kann ein Antlitz dasſelbe ſein und doch offenbar nicht dasſelbe? Kann ein Menſch die Raſſe wechſeln, und zwar von einem Tage zum andern? Denn beide Bilder ſind innerhalb der gleichen Woche aufgenommen. Auch liegt nicht irgend etwas Erſchütterndes, das dieſe Frau hätte von Grund aus umwandeln können, zwiſchen dieſen beiden Bildern. Es iſt allein die Rückwirkung gegen das umgebende Fremde, was dieſe merkwürdige Verwandlung hervorgebracht hat. Die feiertägliche Stimmung im Bereiche der heimatlich vertrauten Welt hatte alle fäliſche Sperrung ſo weit gelöſt, daß nun das andere, das auch da iſt, zur Geltung kommen konnte. Dieſes andere ſind einige nordiſche Linien, die wir bisher, ſolange das Antlitz rein zu fäliſchem Ausdruck gebraucht war, beinahe völlig überſehen hatten. Nur die Länge des Geſichtes war uns ſchon früher (an Bild 5 und 8) beiläufig aufgefallen als etwas, das zum vollendet fäliſchen Ausdruck nicht paßt, weil es ihm die ſtilgemäße fäliſche Breite fortnimmt. Dann aber, als im Ausdruck der Vertrautheit, der nach außen leicht betonten Freude und des Sich-bevorzugt-Wiſſens die Züge ſich löſten, empfing auf Bild 21 die Länge des Geſichtes einen beherrſchenden Sinn, der um ſich griff und uns zwang, alle Züge, die jetzt nicht ausgeprägt erſchienen, in Richtung auf ſenkrechte, flüſſige Linie, auf leichtgebaute Schlankheit aufzufaſſen. Und das ging. Denn alles, was nicht völlig deutlich war und alſo nicht widerſprach, das dachten wir eben im Sinne der Schlankheit zu Ende: nicht nur den in Gedanken angefügten Rumpf, ſondern auch alle Linien innerhalb des Bildes. Eine einzige eindeutig nordiſche Linie verlangte die Auffaſſung als nordiſch, und der Geſtaltsreſt gab nach. So ſtand eine nordiſche Geſtalt vor uns.

Wie nun aber die Rückwirkung auf das Städtiſch-Fremde als fäliſcher Ausdruck des Sich-Sperrens in die Züge tritt, da erſcheinen — auf Bild 22 — gar nicht mehr dieſe Züge vor uns, die uns im vorigen Bilde vertraut geworden waren, ſondern ganz andere Züge, die wir dort nicht ſahen. Nichts Leichtes, Schlankes iſt da mehr zu finden, kein Auge, das unverſchanzt und frei in den Raum hinausſtrahlt, keine Linie, die geeignet wäre, einer zwar herben, aber auch zarten fraulichen Anmut Ausdruck zu verleihen. All das ſcheint hier wie ausgewiſcht, wie nicht mehr da — trotz der notwendig verbleibenden, jetzt ſtilwidrigen Länge des Geſichtes. Was das Bild beherrſcht, ſind grobe, eckige Formen: ein vierkantiges Haupt ſitzt auf breiten, geraden Schultern, unter denen wir einen ſchweren, klotzigen Rumpf mit ungelenken Gliedern erwarten.

Nun erſt wird wieder erkennbar, daß die Augen in niedriger Öffnung wie hinter einer Schanze liegen. Gewiß, dies hat ſeine anatomiſchen Gründe: die Augenhöhlen ſind eben niedrig gebaut. Warum aber fiel dies auf dem vorigen Bilde nicht auf? Es iſt ja — rein baulich, rein anatomiſch betrachtet — derſelbe Körper, der auf beiden Bildern vor uns daſteht. Und doch ſcheint ein bloßer Wechſel des Ausdrucks die Kraft zu haben, aus demſelben Körper gleichſam einen anderen Leib zu ſchaffen, indem er ganz andere Züge plötzlich hervorhebt, die vorher nicht ſichtbar und alſo für die Geſamtauffaſſung der Geſtalt nicht vorhanden waren. Der andere Ausdruck ſtürzt gleichſam vor in dieſe bisher verborgenen Züge, treibt ſie in den Vordergrund und läßt jene früheren Züge, die vorher allein erſchienen waren, jetzt verſchwinden.

Zweierlei Züge unterſcheiden wir an dieſer leiblichen Erſcheinung, die uns da als Beiſpiel dient; deutlicher geſagt: Züge von zweierlei Stil. Indem wir jene Linie, die das Antlitz auf dem vorigen Bilde 21 beherrſchte, ihrem eigenen Stile gemäß ergänzten, ſchufen wir in Gedanken ein in ſich einſtimmiges, ſtilreines Geſamtgebilde: ein reines Gezüge. Jeder ſtilhaft ausgeformte Zug trägt in ſich die Vorzeichnung, wie das Gezüge aus ihm weiterzuführen ſei; ſchlichter geſagt: jedem Zuge ſieht man an, wie die anderen Züge ausſehen müſſen, die zu ihm paſſen. Daher die ſeltſame Enttäuſchung, die wir erlebten, als wir vom vorigen Bilde übergingen zu Bild 22: unſer ruckartiges Erſtaunen, daß dies derſelbe Menſch ſein ſoll. Das reine Gezüge, das wir in Gedanken uns geſchaffen hatten, indem wir den Reſt der leiblichen Erſcheinung ſo ergänzten, wie er in den dort ſichtbaren Zügen vorgezeichnet iſt, — jenes ſtilreine Gezüge platzt gleichſam vor unſeren Augen, wenn daneben dieſes neue Bild erſcheint mit dem Anſpruch, ein Bild des gleichen Menſchen zu ſein. Und nun müſſen wir die Arbeit des Auffaſſens von vorne beginnen. Wenn wir dieſe neu erſcheinenden Züge ihrem eigenen Sinne nach fortführen und zum Ganzen ſchaffen wollen, ſo kommen wir auf ein Geſamt-

gebilde von ganz anderer Art als jenes erſte war: wir kommen zu einem anderen Gezüge. Zwei verſchiedene Gezüge alſo treten in dieſem Antlitz auseinander. Obſchon ſie ihrem Sinne nach einander fremd und daher unvereinbar ſcheinen, ſind ſie doch tatſächlich vereint an einem und demſelben Leibe. —

Was unſere Bilder lehren, iſt nicht etwas Seltenes und Ungewöhnliches, das wohl hier und da einmal vorkommt, das man aber ſuchen müßte. Es iſt alltäglich und betrifft uns faſt alle. Nur achten wir meiſt nicht darauf, denn wir ſehen nur Übergänge. Das Lichtbild aber greift den Augenblick heraus im Bruchteil einer Sekunde und hält ihn feſt; es faßt, was das Auge nicht faßt, und bietet es nun dem Auge. Ihm enthüllt ſich der Riß, der ſo viele Weſen zwieteilt oder dreiteilt oder mehrteilt: jener heimliche Riß, den wir den Artriß nennen.

Wir zeigten den Artriß hier durchaus vom Sichtbaren her, das heißt von der leiblichen Erſcheinung aus, die wir in Bildern erfaſſen können. Nur ſo läßt ſich der Artriß gleichſam „belegen“. In dieſem erſten Teile des Buches begnügen wir uns mit der bloßen Aufweiſung; zu den Aufgaben des zweiten Teiles wird es dann gehören, ſeine Auswirkung im ſeeliſchen Leben zu zeichnen.

4. Umriß und Ausfüllung. Sollen und Sein.

Nicht alle inneren Widerſprüche der raſſiſchen Geſtalt haben ihren Urſprung in raſſiſcher Gemiſchtheit.

Bild 24 zeigt den Seitenriß eines Kopfes, der — wenn wir dem Sinne der Umrißlinie folgen — der Kopf eines verwegenen Räubers, eines Hirtenkriegers der arabiſchen Steppen ſein könnte. Auch iſt es wahrſcheinlich, daß unter ſeinen ferneren Vorfahren, von denen kein Menſch mehr Zuverläſſiges weiß, ſich kühne Krieger und verwegene Räuber befanden, die ein ſolches Haupt mit ſolchem Umriß trugen. Zu ihnen „gehörte" der kühne Schwung dieſer Linien; ſie vermochten ein ſolches Antlitz ſo zu tragen, wie es dem Sinne dieſer Linien entſpricht. Sie vermochten dieſen Umriß mit jenem Sinne zu erfüllen, für den er gemeint und geſchaffen iſt als ſein Ausdruck. Hier aber iſt von dieſem Sinne kaum etwas zu ſpüren. Der Umriß ſteht da wie die Vorderwand eines eingeſtürzten Hauſes: durch die leeren Fenſter ſieht man, daß dahinter nichts kommt — oder wenigſtens das nicht kommt, was die Faſſade anzeigt. Sinn hat dieſer Umriß nur als Ausdruck einer Lebensmacht im Stile beduiniſchen Lebens, und dieſer Sinn ſchlägt um in peinlichen Widerſinn, wenn ſolch ein Umriß — wie hier — mit dem Ausdruck der Ohnmacht gefüllt wird. Der Blick des Auges und die Haltung des Mundes zeugen hier von einer mühſam verborgenen Angſt vor allen jenen Lebensmöglichkeiten, die in der kühnen Umrißlinie angekündigt ſind. Alles Handeln eines Menſchen wie dieſer iſt ein ſchwungvoller Auftakt, der dann ſinnlos ins Leere verklingt.

Der Mann gehört zu einem Halbbeduinenſtamme, der heute vom Jordantale und der „Wüſte Juda" bis in die Nähe von Jeruſalem zeltet. Das Wort Halbbeduinen will ſagen, daß dieſer Stamm vor Zeiten einmal ein echtes Wanderhirtenleben in der freien Steppe führte: Kamelszucht und Raubzug im Wechſel der Jahreszeiten. Dann wurden ſie aus der freien Steppe hinaus in die Randgebiete des beſtellbaren Landes gedrängt und ſind dort halb ſeßhaft — halbe Bauern — geworden. Jeder Stamm, der zum vollbeduiniſchen Leben nicht mehr die Kraft hat, wird einmal aus den Weidegebieten der Steppe verdrängt. Dann iſt es aus mit ſeinem Beduinentume: nur die

Tracht bleibt noch und das Zelt und bei manchen der kühne Umriß. Aber auch dieſer iſt meiſt ausgefüllt von einem Ausdruck, der ihm widerſpricht: ſo wie auf unſerem Bilde[1].

Raſſenſeelenkundlich betrachtet, zeigt das Antlitz eine Verbindung zweier Stile: was den Umriß „kühn" macht, iſt die Linie des wüſtenländiſchen Offenbarungsmenſchen. Aber ſie iſt hier nicht ſtilrein, ſondern deutlich verbunden mit vorderaſiatiſchen Linien. Die ſeltſam widerſprüchliche Sachlage ſcheint alſo hier doch in Raſſenmiſchung zu gründen. — Iſt die Möglichkeit ſolcher Erklärung auch für die folgende Bilderreihe (Bild 25 bis 29) gegeben?

Auch Bild 25 zeigt einen kühnen Umriß: „kühn" diesmal im Sinne des nordiſchen Stiles. Hätten wir von dieſem Mädchen, das aus einer norddeutſchen Seeſtadt ſtammt, kein anderes Bild als dieſes, ſo dürften wir vielleicht an den Sinn dieſes Seitenumriſſes glauben: wir dürften glauben, daß in ſeiner Linie ſich hier tatſächlich eine Seele ausdrückt, die ſolch einen Umriß als Ausdruck ihres Weſens braucht. Das müßte eine Seele nordiſchen Stiles ſein: eine Seele, die — frei in ſich ſelber gründend — ihrer Welt gegenüber ſteht und ſie im Abſtand hält. Zu ſolcher Haltung — der Grundhaltung der nordiſchen Seele — gehört notwendig ein gewiſſes Maß an Lebensmächtigkeit. Ohne ſie kann nordiſcher Stil nicht voll gelebt werden. Solche Mächtigkeit kann ſich mit äußerſter Zartheit und Empfindlichkeit verbinden und kann durch dieſe in Schach gehalten ſein; ſpürbar aber iſt ſolche Lebensmächtigkeit in jedem vollnordiſchen Antlitz, das heißt in jedem Antlitz, das nicht nur nordiſchen Umriß, nordiſchen Bauſtil zeigt, ſondern ſeine nordiſchen Züge auch mit nordiſchem Ausdruck erfüllt.

Bild 25, ſo fanden wir, läßt die Frage, ob hier der Umriß mit ſtilgemäßem Ausdruck erfüllt ſei, noch offen. Selbſt die Bilder 26 bis 28 laſſen noch Zweifel zu, ob die nordiſche Mächtigkeit, die zur Sinnerfüllung dieſer Züge gehört, nicht doch im Grunde da ſei, nur eben zeitweiſe gemindert oder geknickt durch Schickſal. Bild 29 aber löſcht jeden Zweifel aus. Es lehrt uns, daß es ein Mißgriff war, dieſes Antlitz von ſeinem Umriß aus, wie ihn Bild 25 bietet, verſtehen zu wollen. Wären nicht die verbindenden Bilder 26 bis 28, ſo wäre kaum ein Weg vom erſten Bilde dieſer Reihe zum letzten.

Es gibt Raſſen, die im Bauſtil ihrer leiblichen Erſcheinung nichts von ausgreifender Mächtigkeit verkünden, ja, deren Stil ſolcher Mächtigkeit widerſpricht. Das trifft zum Beiſpiel auf die oſtiſche Raſſe, den Ent-

[1] Meine Kenntnis dieſes Mannes beruht nicht auf den Bildern, die ich von ihm aufgenommen habe, ſondern die Bilder beruhen auf der Kenntnis. Was ich mit ihm erlebt habe, erzählt mein Buch „Semiten der Wüſte unter ſich" (Berlin 1937, Büchergilde Gutenberg), 10. Kap.: Die Angſt der Halben.

Bild 24: „Kühner" Umriß ohne ſinngemäße Ausfüllung.
Halbbeduine aus Paläſtina.

Bild 25: „Kühner" Umriß nordiſchen Stiles.
Städtiſches Mädchen aus Norddeutſchland.

Bild 26: Dieſelbe.

Bild 27: Dieſelbe.

Bild 28: Dieſelbe. Der kühne Umriß von Bild 25 findet nicht ſeine ſinngemäße Ausfüllung.

Bild 29: Dieſelbe. Der Ausdruck zeigt, daß der Umriß, wie ihn Bild 25 bot, nicht mit der Lebensmächtigkeit erfüllt wird, die jener Umriß ſeinem Sinne nach verlangt.

hebungsmenſchen, zu[1]. Der Schluß liegt nahe, daß vielleicht auch hier in dieſem Falle, den unſere Bilderreihe darſtellt, eine Raſſengemiſchtheit vorliege: eine weſentlich oſtiſche Seele wäre dann gleichſam in einen nordiſchen Leib geraten und vermöchte dieſen nicht im Sinne ſeines nordiſchen Bauſtils zu gebrauchen.

Aber ſolch eine Deutung wäre hier aus der Luft gegriffen, denn außer der rein verneinenden Beſtimmung „ohne nordiſche Mächtigkeit" ſpricht hier nichts für oſtiſchen Stil des Erlebens. Der ſeeliſche Stil einer Raſſe beſtimmt ſich nicht durch das, was ihm — verglichen mit anderen Raſſen — fehlt, ſondern durch das, was ihm eignet. Auch die oſtiſche Seele hat ihr eigenes Geſetz und ihre eigene Ordnung artrechter Werte. Das aber, was aus dieſem Antlitz ſpricht, iſt durchaus nicht oſtiſcher Ausdruck, ſondern nordiſcher Ausdruck ohne nordiſche Mächtigkeit. Der nordiſche Umriß wirkt hier als Faſſade, hinter der nicht das kommt, was ihre mächtige Linie verſpricht.

Was hier verſagt, iſt nicht das Stilgeſetz der nordiſchen Raſſe. Das Geſetz kann nicht verſagen: es gilt; verſagen kann nur der einzelmenſchliche Charakter, wenn ſeine Lebensmächtigkeit nicht ausreicht, dem nordiſchen Geſetze zu genügen. Was wir hier zeigen möchten, iſt ein in dieſem einzelnen nordiſchen Charakter entſtehendes Mißverhältnis zwiſchen den baulichen Linien ſeiner leiblichen Erſcheinung und dem Ausdruck dieſer einzelnen Seele: die baulichen Linien weiſen auf Schwung und Kraft in nordiſchem Stile und wären ſinnvoll nur dann, wenn der Ausdruck ſie tatſächlich mit Schwung und Kraft beſeelte. Daß die Seele, die hier ſich an ſolchem Leibe ausdrückt, nicht den Ausdruck der Mächtigkeit findet, die zu ſo gebautem Leibe gehört, iſt ihr Verhängnis. Sie iſt nicht unnordiſch zu nennen, denn es iſt nichts Fremdes an ihr zu finden; wir dürfen nur ſagen, daß ſie nicht vollnordiſch ſei, d. h. daß ſie nicht jenem vollen Anſpruch nordiſchen Seins genüge, den ihr Umriß verkündet. Um es mit einem neuen Bilde zu ſagen: ihr Umriß iſt einer kühngebauten Burg vergleichbar, aber die Burg wird hier als Badehütte gebraucht. — Schwer iſt entſcheidbar, ob in der Anlage dieſes Menſchenkindes gleichſam der Keim zu nordiſcher Mächtigkeit urſprünglich doch gegeben war und hätte geweckt werden können oder nicht. Die Kindheit dieſes Mädchens fiel in eine Zeit, die manchen nordiſchen Keim erſtickt hat.

Anders iſt das Verhältnis zwiſchen Umriß und Ausfüllung in der Bilderreihe 30 bis 36. Sie zeigt einen Jungen der deutſchen Waſſerkante und ſeine Eltern. Bild 30 bietet einen ſtilreinen nordiſchen Umriß in nahezu klaſſiſcher Linienführung, die an helleniſche Meiſterwerke erinnert. Und doch

[1] Über die oſtiſche (alpine, turaniſche) Raſſe vgl. den 6. Abſchnitt meines Buches „Raſſe und Seele" (Der Enthebungsmenſch).

gelingt es nicht recht, ſich an dieſer Linie zu freuen, denn irgendwo iſt etwas, das ihr widerſpricht. Es könnte zum Beiſpiel der Schnitt des Auges ſein: das Auge iſt „klein", das heißt die Augenhöhle iſt zu niedrig gebaut, um dem Auge die Weite der Öffnung zu laſſen, die zum Bauſtil des nordiſchen Geſichts gehört. Ein fäliſcher Einſchlag kündigt ſich hierin an. Bedecken wir alſo das Auge mit dem Finger und ſehen zu, ob nun alles Störende beſeitigt iſt. Immer noch verbleibt ein Gefühl, daß da irgend etwas nicht ſtimmt. Iſt es nur die Haltung des Mundes, die unkindlich wirkt und deshalb nicht in dieſes junge Geſicht hineinpaßt?

Wir blättern weiter: Bild 31 zeigt den Kopf von der anderen Seite, diesmal in hartes Sonnenlicht getaucht. Der Umriß wirkt ſchroffer und ſchnittiger als vorhin, die harte Beſchattung unterlegt die Linien des Mundes, die uns vorhin ſtörten, und läßt ſie — im Zuſammenhang mit dem hinausgerichteten Blick — als Ausdruck der Geſpanntheit deuten, der weder unnordiſch noch unkindlich iſt. Und dennoch ſtimmt auch hier etwas nicht. Der Hals ſpringt nicht in nordiſcher Weiſe leicht und ſchlank aus den Schultern und trägt den Kopf nicht frei. Iſt die nordiſche Linie gebrochen durch fäliſche Schwere?

Vielleicht. Aber auch dieſe Erklärung reicht hier nicht aus. Wir ſahen fäliſche Köpfe anders getragen als dieſen, zum Beiſpiel auf Bild 19: der kurze fäliſche Hals hebt ſich dort trotzig und aufrecht aus den Schultern, nicht geduckt wie hier. Die Haltung alſo iſt es, die uns hier ſtört: die Weiſe, wie dieſer Menſch die baulichen Linien ſeines Leibes als Ausdruck gebraucht, und dieſer Ausdruck ſelbſt. „Geduckte" Haltung paßt nicht zu nordiſchem, auch nicht zu fäliſchem Umriß. Woher aber kommt ſie? Iſt hier irgend etwas aufzuſpüren, das zuverläſſig auf einen Einſchlag fremden — das heißt nicht-nordiſchen und nicht-fäliſchen — Blutes weiſt? Nein; ich wenigſtens kann nichts dergleichen finden. Auch die Bilder beider Eltern (33, 35, 36) zeigen nichts Raſſenfremdes. Was uns hier ſtört, iſt etwas, das ſich innerhalb der Grenzen nordiſchen und fäliſchen Weſens abſpielt. Es ſpricht noch deutlicher aus den nächſten Bildern des Jungen, Bild 32 und 34: ſein Ausdruck erinnert dort an den ſcheuen Blick zu viel geprügelter Tiere, die ſich ducken und heimlich böſe geworden ſind. Man könnte auf häusliche Mißhandlung ſchließen. Mein Einblick ins häusliche Leben dieſes Jungen aber widerſpricht der Annahme ſolcher Mißhandlungen. Auch an den Mitſchülern liegt es nicht: der Junge iſt ihnen weder leiblich noch geiſtig unterlegen. Und an ſeinem Lehrer hat er einen wohlwollenden Freund, der ganz mit der Jugend lebt.

Woher alſo dieſer ſcheue Blick und die geduckte Haltung? — Die Frage führt über das einzelmenſchliche Schickſal dieſes Jungen tief in die ſeeliſche Geſchichte eines germaniſchen Stammes, der ganz von der Landſchaft des Wattenmeeres geprägt iſt: einer Landſchaft, in der ſich Land und Meer

nur durch die Macht des Menſchen, ihr widerſtrebend, ſcheiden. Niemals herrſcht Friede dort, weder zwiſchen Menſch und Meer, noch zwiſchen Menſch und Menſch; nie ein endgültiger, verläßlicher Zuſtand, nur hin und wieder einmal Waffenruhe. Und der Kampf iſt ungleich ſeinem Weſen nach. Er iſt nicht einem Kampfe zwiſchen Mann und Mann vergleichbar; denn die See, die da draußen hinterm Wattenſaume lauert, iſt kein Gegner, der ſich an „ehrliche" Regeln hält. Der tägliche Umgang mit ihr macht nicht ſo frei und ſtolz, wie manche Dichter und Sommergäſte meinen; richtiger: er macht nicht jeden frei und ſtolz. Auch nicht jeden Menſchen von nordiſcher oder von fäliſcher Geſtalt. Nur die Allerſtärkſten wachſen bis zu Ende ſo, wie das Geſetz ihres Wuchſes es vorſchreibt. Den meiſten geht es wie den Bäumen, die dort anders wachſen als ſonſtwo: bis zur Hälfte, bis zu drei Vierteln ihrer Höhe ſtehen ſie trotzig und gerade, wie ſie ſollen nach dem in ihnen wirkenden Geſetz. Dann biegt ihr Stamm jäh ab, um in dem raſenden Seeſturm nicht zu brechen. Es gibt nicht viele Bäume dort, und alle ſtehen geduckt.

Wenn der Menſch des Binnenlandes, zumal der Stadtmenſch, das Wort „Strand" gebraucht, ſo denkt er ans Baden, vielleicht an Muſcheln oder an einen „herrlichen" Fernblick. Der Frieſe denkt an völlig anderes. „Die alten, ſcheinbar längſt verſunkenen Zeiten, Strandrecht und Seeraub, wirbeln noch heute in den Köpfen der Frieſen ihren Geiſtertanz. ‚Fry is de Strönthgang, fry is de Nacht!' Sie können davon nicht laſſen, es liegt zu tief im Blut. Wenn der Herbſtſturm das Meer hoch über die einſamen Sande weit draußen vor den Inſeln treibt, auf denen es in ſtillen Sommertagen Unmengen an Holz ablud: Schiffstrümmer und Deckslaſten, Bohlen und Balken, die nun alle auf See und Nacht hoch über die Halligen hinweg ans Feſtland reiten, dann leidet ‚es' den Frieſen nicht im warmen Bett; ob er nun will oder nicht, er widerſteht dem Ruf des Windes nicht, der durch den Schornſtein jault: allen Strandämtern und Verboten zum Trotz muß er in Hölle und Nacht hinaus an den Strand, um einzuholen, zu Fuß und Wagen, was das Meer ans Land wirft. — Das iſt ein unheimlich, geſchäftig Treiben vermummter Geſtalten, aber es iſt kein gemeinſames Jagen, vielmehr meidet einer den andern, weil er ihm ſo wenig traut wie ſich ſelbſt: es iſt ſchon mehrfach vorgekommen, daß ſolcher Nachtgänger den andern anzeigte. — Neid? Bosheit? — Denke doch keiner ſo niedrig von den Frieſen! Wer iſt rechtlicher als ſie! Nein, es iſt ein hilfloſes Sich-Wehren, eine Rache, ja eine Art Gerechtigkeit gegen das, was ſie an den Strand treibt, jenes unheimliche, unbegriffene Muß. Sie wollen dem, was ihr Verhängnis iſt, doch einmal frei ins Auge blicken. Aber ihr Blick iſt ‚ein falſcher Groſchen'." (H. Gaede.)

Nur von ſolchen Hintergründen her iſt der Blick unſeres Frieſenjungen, wie die Bilder 30 bis 32, dazu Bild 34, ihn zeigen, zu verſtehen. Das ſoll nicht heißen, daß dieſer Junge ſchon den „Strönthgang", den Nachtgang pflege. Es iſt ſogar möglich, daß er nicht einmal etwas von ihm „weiß", das heißt, daß ſein waches Tagesbewußtſein ſich noch nicht mit ihm beſchäftigt. Aber die nächtige, geiſternde Welt des Strandgangs lebt in ſeinen ſeeliſchen Hintergründen, ſie füllt die Nachtſeite ſeines Weſens aus und bedroht „ihn", das heißt ſein waches Bewußtſein, von dorther. Hierin unterſcheidet er ſich von den meiſten ſeiner Altersgenoſſen, daß er von dieſer nächtigen Welt ſo früh ſchon angerührt iſt, noch ehe ſein waches Bewußtſein ſich jene ſittliche Schnürbruſt angelegt hat, die der Erwachſene trägt (und bei Gelegenheit ablegt).

Dieſer Junge iſt „tagsüber", das heißt, wenn er unter Führung handelt, ein fleißiger, williger und zu allen Dingen geſchickter Kerl. „Nachts" aber, das heißt, wenn er ſeinen inneren Hintergründen überlaſſen wird, geht „es" mit ihm durch. Er iſt ein Kind und darum hilflos ausgeliefert. Die erwachſenen Nachbarn ſchütteln manchmal über ihn den Kopf. Wird er — zum Beiſpiel von ſeinem Lehrer — bei loſen Streichen ertappt, ſo erſchrickt er tief, und ſeine Verteidigung iſt ohne jeden Trotz, der ſich bei ſeinen Altersgenoſſen regen würde. Er verwirrt ſich nur und findet keine Sprache. Denn das, was von ſeinen Streichen „zutage" kommt, hat ja wenig zu tun mit der Welt, in der ſie eigentlich geſchehen. Und in dieſer Welt iſt alles begrifflos-nächtig: von ihr läßt ſich nichts „ſagen", nichts ins Begrifflich-Wache überſetzen — auch wenn er es wollte, es geht nicht. Nach außen hin bleibt nur das böſe Gewiſſen, deſſen Sinn er nicht verſteht und an dem er ſich rächt durch neue Streiche. Der Lehrer mag verſuchen, ihm ein gütiger Freund zu ſein — er kann auch den Lehrer nur fürchten als den Vertreter der „Tages"-Macht: ſo wie der Strandgänger, der Nachtgänger den Landjäger fürchtet als das, was in der Welt des Nachtganges ſinnlos iſt und feindlicher Einbruch der Tageswelt mit ihrer „ſtaatlichen Ordnung" und ihren wachen nachtfremden Begriffen von „öffentlichem Recht".

Im Unterricht hört er am eifrigſten die alten Heldenſagen, und ſie ergreifen ihn ſichtlich tiefer als irgendeinen ſeiner Altersgenoſſen in der Schule, obſchon er ſelbſt durchaus kein richtiger Draufgänger iſt. Was ihn an den gewaltigen Taten der Vorzeit ſo erſchüttert, iſt offenbar etwas Beſonderes, das den anderen (noch?) fremd iſt: Dinge, die traumhaft in den nächtigen Hintergründen ſeiner Seele ſpuken — Gewalttat, Abenteuer —, nun plötzlich ins helle Licht der „öffentlichen Geltung" eingetaucht zu ſehen. Das bedeutet für ihn Erlöſung vom Druck des Nachtgangs, der ſein heimliches Verhängnis iſt.

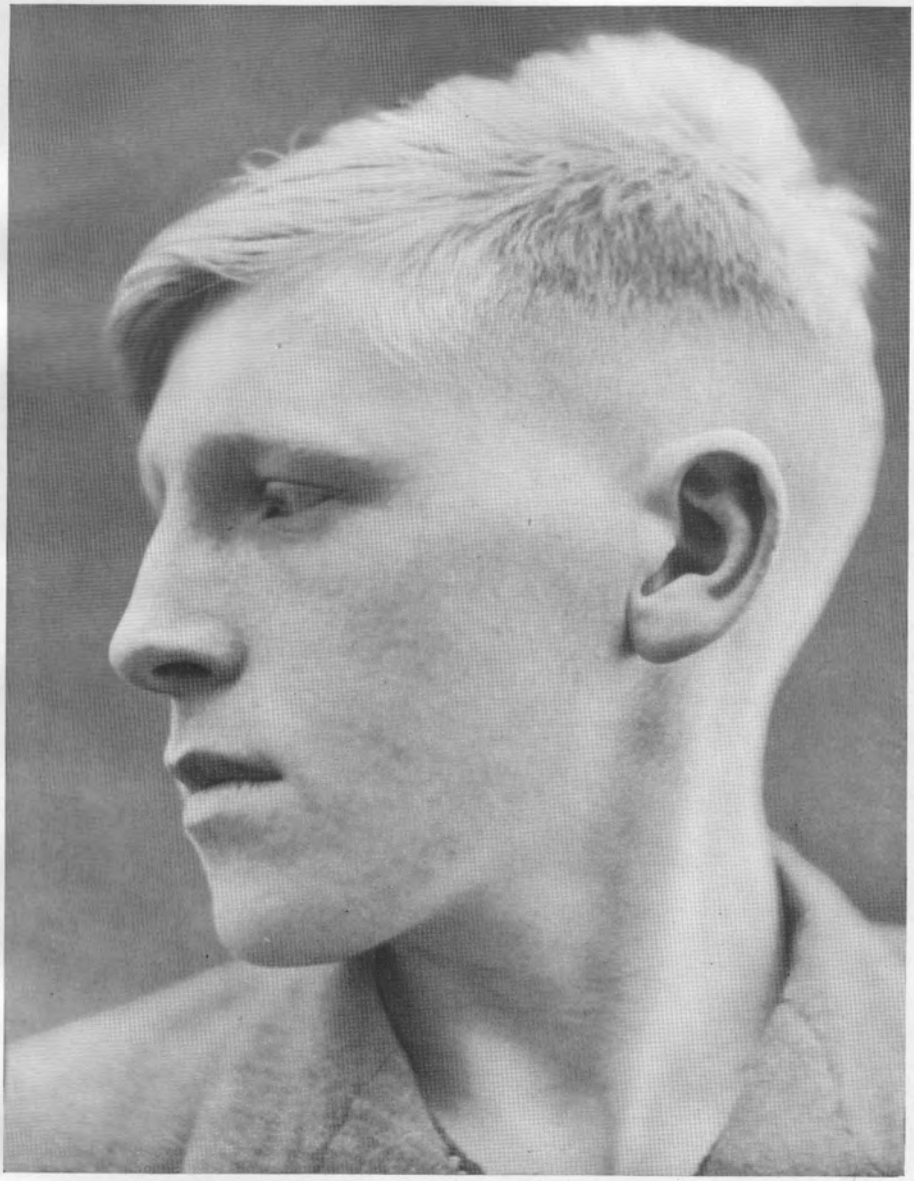

Bild 30: Stilrein nordiſcher Umriß in nahezu klaſſiſcher Linienführung. Aber etwas ſtimmt nicht. Was iſt es? - Deutſcher Dorfjunge von der Waſſerkante.

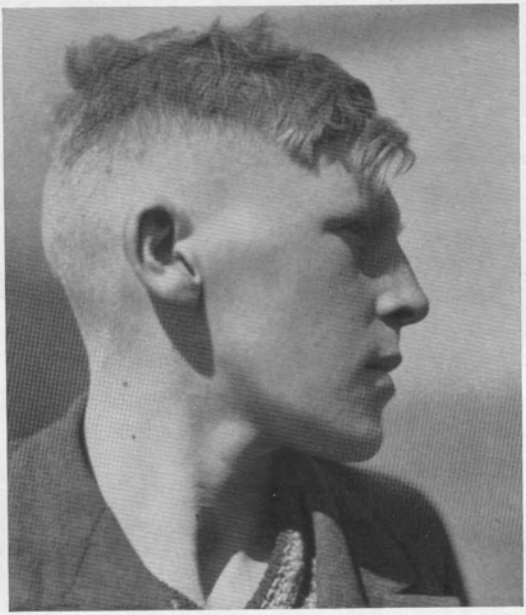

Bild 31/32: Derſelbe.

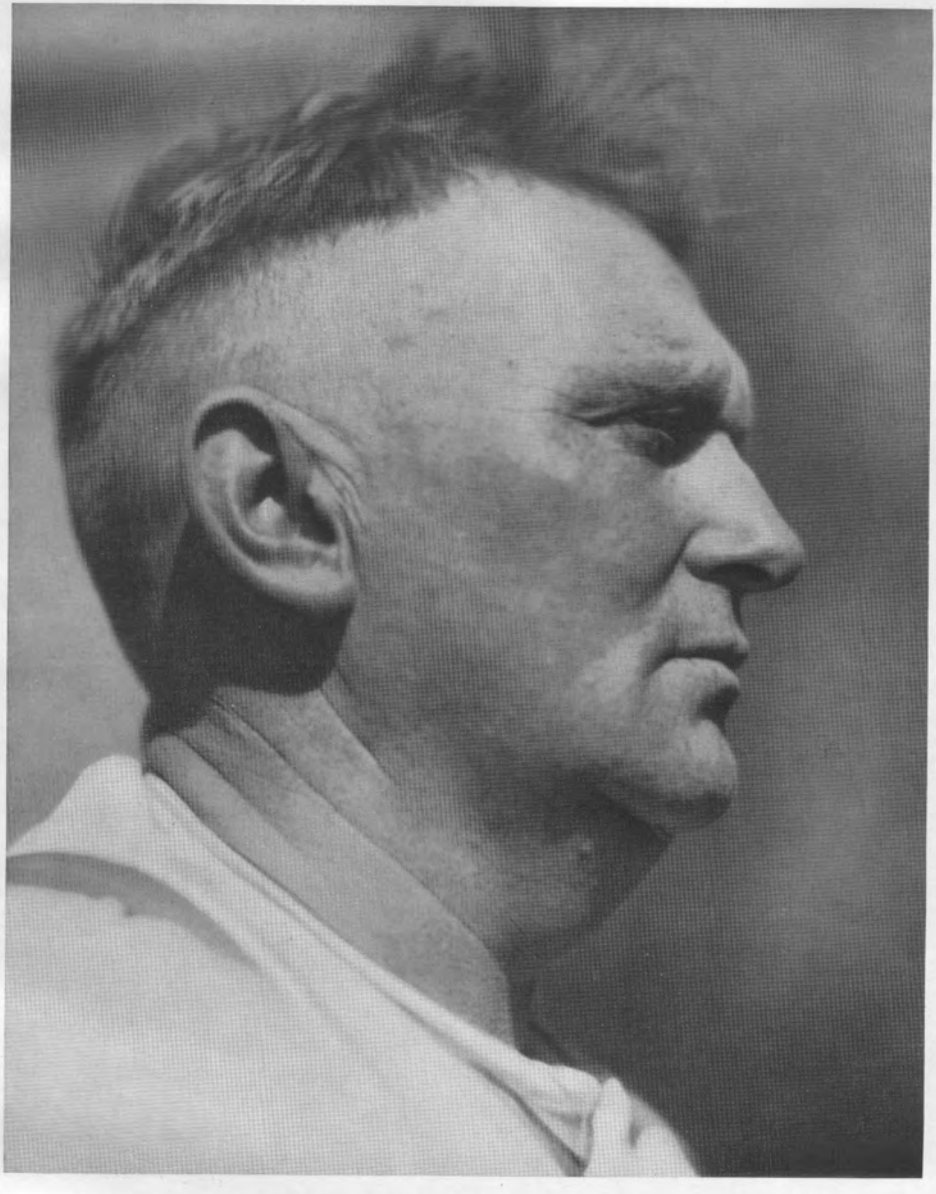

Bild 33: Vater des Vorigen. Der Umriß widerſpricht ſeiner Ausfüllung. Worin?

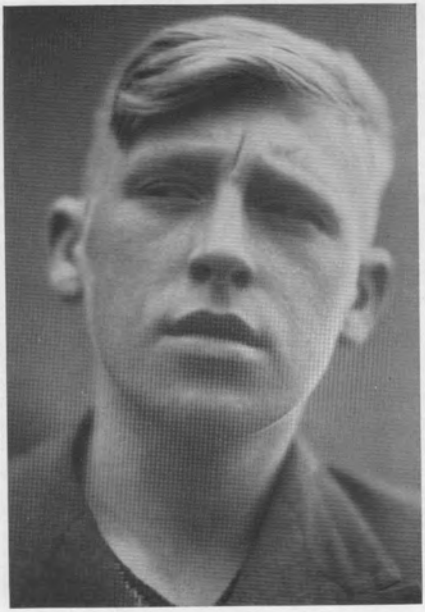

Bild 34: Derſelbe wie auf Bild 30-32.

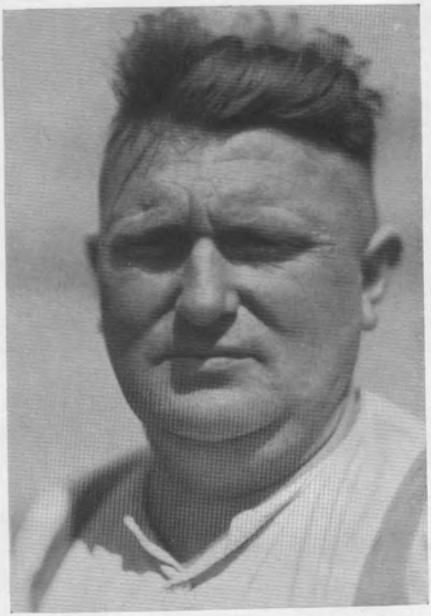

Bild 35: Sein Vater (wie Bild 33).

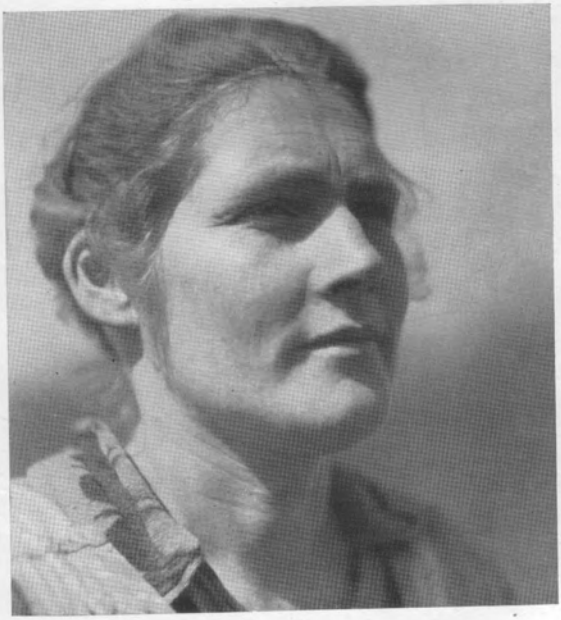

Bild 36: Die Mutter des Jungen.

Bild 37: Silberpappel hinter dem Nordseedeich. Bis zu drei Vierteln wächst sie so, wie der Plan ihres Wachstums es vorschreibt. Dann biegt ihr Stamm jäh ab, um in den Nordseestürmen nicht zu brechen.

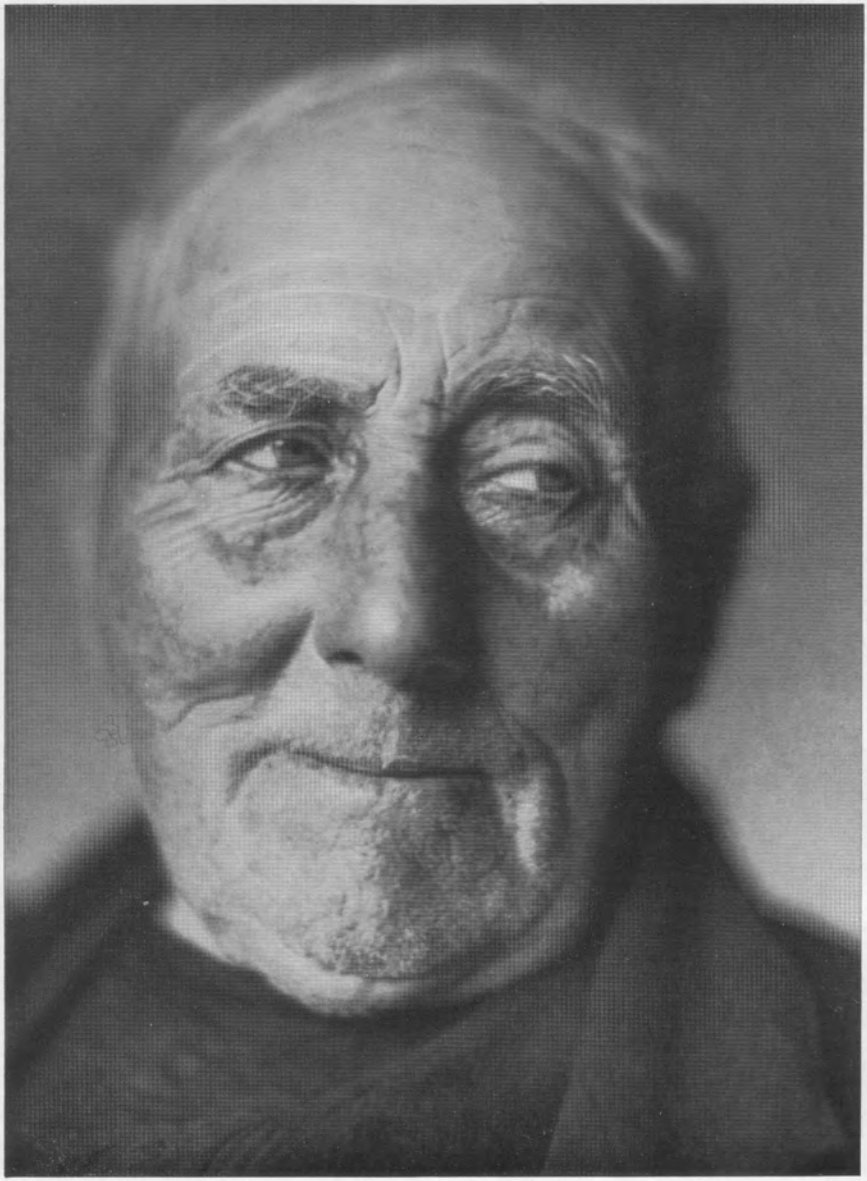

Bild 38: Der alte Deichgraf. Umriß und Ausfüllung ſtimmen überein. Das Sein entſpricht dem Sollen.

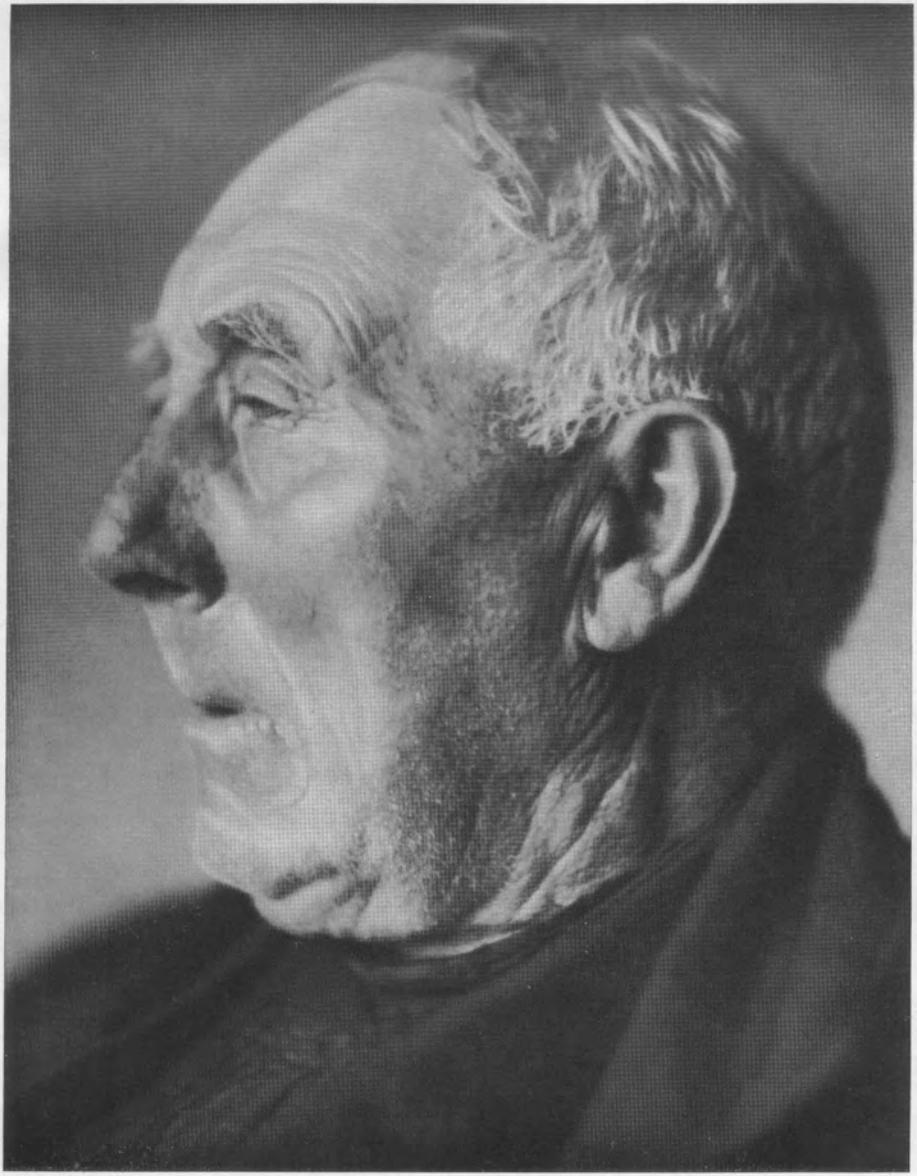

Bild 39: Derſelbe.

Bild 40/41: Derſelbe.

Ich durfte dort öfters dem Unterricht beiwohnen, und einmal bat mich der Lehrer, den Kindern etwas aus jener Zeit zu erzählen, da ich als Beduine unter Beduinen lebte. Ich tat es. Dann fragte ich die Kinder an Hand eines Beiſpiels, wer ihnen wohl beſſer gefiele: ein Räuber oder ein Dieb. Ein Räuber, das ſei einer, der ſich durch offene Gewalttat, durch Angriff und Überfall und ſelbſt durch Totſchlag fremdes Gut aneignet; ein Dieb ſei einer, der es nur heimlich tut. Da entſchieden ſich alle, zumal die Mädchen, für den Dieb (weil der harmloſer ſei); der Junge allein entſchied ſich für den Räuber. Für die andern war die Frage fremd und unerlebt; ihm rührte ſie an traumhaft Vertrautes. Und er horchte merklich auf, als ich von Menſchen erzählte, „Wüſtenrittern", die den Raub als ein „ehrliches" Spiel nach feſten Regeln treiben, — ſeltſam fremde Menſchen, für die ſeine Nachtwelt Tagesgeltung hat.

Was ſich in unſerer Bilderreihe auftut, die Kluft zwiſchen Tag- und Nachtwelt, iſt nicht etwas, das man ſuchen müßte: nicht etwas, das nur in der Welt des Wattenmeeres gedeiht. Nur iſt es dort ſo ſehr auf die Spitze getrieben, daß man es ſehen und bildhaft erfaſſen kann. Im Grunde betrifft es uns alle. Jeder von uns hat ſeine Tagwelt und ſeine Nachtwelt. Wenn wir — in der Weiſe des nordiſchen Menſchen — uns ſelbſt gegenübertreten und ins Auge faſſen, dann bietet ſich nur die Tagwelt. Es iſt die Welt, die ſich vor dem Blick unſeres wachen Bewußtſeins breitet und in der wir ſelbſt eine beſtimmte Rolle ſpielen. Und dieſe Rolle iſt es, an der wir unſer Daſein meſſen, wenn wir Urteile fällen über „uns ſelbſt". Was ſich da „Selbſt" nennt, iſt aber nur ein nachtumgrenzter Ausſchnitt unſeres Weſens; jenſeits der Grenze dieſes Ausſchnitts, den unſer waches Bewußtſein ſcheinwerferartig heraushebt, iſt es nicht zu Ende, vielmehr: „es" beginnt erſt. „Es" iſt die innere Nachtwelt. Alles verſinkt in ſie, was die wache Selbſtgeſtaltung aus dem Bilde verbannt, unter dem ſie ſich ſelbſt umgreift und ſo ſich ſelbſt „verſteht". In die innere Nachtwelt verſinkt, was nicht in die Lebensrolle eingeht. Dem Blick des wachen Bewußtſeins bleibt es dann entzogen.

Der Aufbau der Lebensrolle und ihrer ſeeliſchen Hintergründe ſoll im zweiten Teile dieſes Buches aufgewieſen werden, der den Untertitel „Die Lebensrolle" trägt. Hier galt es nur, zu zeigen, daß zwiſchen Tagwelt und Nachtwelt ein Mißverhältnis ſein kann, das ſich in einem Mißbrauch des Gezüges ausdrückt und zu einer Verbiegung der Umrißlinie oder zu einer ſtilwidrigen Ausfüllung des Umriſſes führen kann. Die Worte „Tag" und „Nacht" ſollen hierbei ſinnbildlich und nicht buchſtäblich verſtanden werden. „Tag" iſt, was im Scheinwerferlicht des wachen Bewußtſeins liegt; „Nacht" iſt, was ſich ihm entzieht.

Für den nordiſchen Leiſtungsmenſchen, der „gegenüber“ der Welt und „gegenüber“ ſich ſelbſt lebt, gibt es mancherlei ſehr verſchiedene Möglichkeiten, ſich gegenüber dem eigenen Selbſt zu verhalten. Der Strahl des wachen Bewußtſeins kann ſcharf und hart ſein, ſo daß er die Grenzen der Geſtalt, die ſein Licht aus der Nacht reißt, ſchroff abſetzt gegen das, was dem Gewühle der Nacht verbleibt. Wo das Licht hindringt, da iſt unerbittlich Tag; wo es nicht hindringt, da iſt — für dieſes Bewußtſein — nichts.

Überall, wo ein ſolches Verhalten geübt wird, iſt „ein ſittlicher Charakter“ nordiſchen Stiles auf dem Wege, ſich zu ſchaffen. Er lebt in dem Bewußtſein, etwas ſein zu ſollen; die Geſtalt, unter der er ſich ſelbſt begreift, iſt nach dieſem Sollen gerichtet. Dies, was er ſein ſoll, das will er ſein: nach dem Geſollten zielt die Unruhe ſeiner Selbſtgeſtaltung und kann ſich erſt dort befrieden. All ſein waches Leben gehorcht dem Befehle ſeines Willens; anderes Leben als das, was vom Lichtkegel ſeines wachen Bewußtſeins erfaßt iſt, anerkennt er nicht als „eigenes“ und rechnet nicht damit. Das Tagesbewußtſein übt Alleinherrſchaft. Was von dieſem nicht erfaßt iſt, rechnet nicht zur Geſtalt des eigenen Weſens: es wird zum Nichts entrechtet. Vor ſeinem eigenen Bewußtſein ſteht ein ſolcher Menſch wie ein Baum, der ſo gewachſen ſei, „wie das Geſetz es befahl“: ſo wie er wachſen ſoll nach dem in ihm ſelber waltenden Geſetze des Wachſens.

Solch einen Menſchen zeigen unſere Bilder 38 bis 41. Der Dichter Heinrich Brammer ſchreibt über ihn:

Der alte Deichgraf.

Wenn man durch das Menſchenkratt dieſes Stranddorfes wandert, das zwar aus Eichen, aber was für welchen, beſteht: aus wunderlich verkrüppeltem, niedrigem, duckigem Gebäume —, und mit vieler Mühe ſucht und endlich gefunden zu haben meint, warum es ſo gewachſen: daß Wind und Meer es ſo bogen und duckten und krümmten —, dann ſteht man um ſo verwunderter (verbaaſt ſagt man hierzulande) und ſieht all ſein Tüfteln und Dichten jämmerlich zuſammenfallen, wenn man plötzlich vor einem rechten Baum ſteht, nicht allzu hoch zwar und etwas windzerwüſtet, aber machtvoll trotzig und mit freier Krone.

Woher dieſer Baum im Strandkratt?

Voll Wunderns und ehrfürchtiger Scheu ſchauen die anderen zu ihm auf, die Kleinen, die ihre alltäglichen Erlebniſſe haben: Dorfklatſch beſonders, und dieſen um Neid, Trunkenheit, Streitſachen, Leidenſchaft und Spiel, aber auch — heimlich — von lang geſchehenen, wilden Taten, die man beſſer nicht nennt, ſo grauſig

ſchön ſie auch ſein mögen —, voller Achtung nennen ſie den Namen deſſen, der ſo ſtolz in ſeiner ſicheren Ruhe über ihnen ſteht und ſeine Krone in anderem Wind zu regen ſcheint als der ihre krauſen Zweige rührt.

Das höchſte Ehrenamt des Dorfes lag in ſeiner Hand: er war Deichgraf. Und wenn er es niederlegte, geſchah es darum, weil er ſie nicht im Böſen zwingen wollte zu dem, was er wohl vermocht hätte und was ſeine Meinung von Pflicht iſt. Schweigend trat er zurück.

Noch einmal verſuchte er, in kleinerem Kreis, was ihn drängte, Hand anzulegen: er wurde Feuerwehrhauptmann. Hier, meinte er, gehe die Sache wohl. — Noch heute reden alle, wenn man ſie danach fragt, anerkennend von ſeinem Befehl. Aber dann ſchweigen ſie. — Nein, es ging auch hier nicht.

Er iſt einfach zu gerade gewachſen. Zu gerade. Das iſt die Löſung des Rätſels.

Woher dieſer Baum im Strandkratt?

Er trieb nach oben, was die anderen zur Seite und in verſchlungenem Gezweig und vielem Unterholz austoben.

Die alte „gute" Kaiſerzeit, in der er Soldat war, gerne redet er davon; denn ſie war das, was ihm eignete: feſtgefügte Meinung. Politik iſt ihm Soldatentum: eine geregelte, ſichere, gefügte Sache, ſo wie ein rechtswilder Frieſe ſie braucht. Am Sonntag kommen die Nachbarn auf Beſuch. Dann wird von der Dienſtzeit geſprochen. Und die Jungen hören ſchweigend zu.

Als der Krieg ausbricht und die Brotkarten und die manchen andern Karten bringt, legt der ſtarrköpfige, rechtstolle Frieſe, er, der Bauer, der nehmen könnte, wenn er wollte, nein, wenn er „könnte", er legt ſich, während rundum die Nachbarn „unterwiegen" und „ſchwarzſchlachten", aufs Hungern, wird mager und elend, aber nur um ſo wilder aufs Recht. Seine Frau „ſtiehlt" aus Erbarmen über ihn von ſeinem Korn, das er ans Reich liefert. Wehe ihr, hätte er ſie überraſcht! —

Über den Zuſammenbruch 1918 lehnt er eine Meinung ab. Aber er betrinkt ſich öfters und iſt in dieſem Zuſtand gefährlich. Sein ſchwerer Stock knallt auf den Tiſch und fegt Gläſer und Flaſchen herunter. Ein Nachbar, der ihn freundlich (auch das noch: freundlich!) mahnt, kriegt eins gewiſcht. Über die Schulter. Zufall. Der Schädel war gemeint.

Alles, was nach 1918 kam: Inflation, Arbeitsloſigkeit, Parteien, machte ihn noch ſtarrer: der Wetterſchlag hat ihn geſpalten, aber

nicht umgeworfen. Trotzig, nein, beſeſſen von ſeinem Recht, reckt er noch immer die Krone, bis in ihr endlich wieder, nach langer dunkler Zeit, der erſte Sturmſtoß deutſchen Wetters rauſcht — des Wetters, in dem er gewachſen iſt und das ſein Daſein bedingt. Seitdem erwartet er voll innerer Ruhe ſeinen Tod[1].

Unſere Bilder des alten Deichgrafen ſtimmen hiermit überein. Wir vergleichen den Seitenriß dieſes Kopfes, wie die Bilder 39 und 40 ihn zeigen, mit dem Seitenriß eines anderen Mannes, der aus der gleichen Landſchaft ſtammt und in ihr lebt: Bild 33. Der raſſiſche Stil der Umrißlinie iſt bei beiden Männern der gleiche: nordiſcher Schwung, verbunden mit fäliſcher Wucht. Auch ſcheint in beiden Fällen dieſe Verbindung geglückt. Kein Artriß iſt da zu ſpüren wie etwa jener, der zwiſchen den Bildern 21 und 22 — Bildern einer Stammesgenoſſin beider Männer — läuft. Und dennoch fällt auf den erſten Blick ein tiefer Unterſchied dieſer Männer ins Auge.

Im Antlitz des Alten ſind die Züge ſo gebraucht, wie der ſtilhafte Sinn dieſer Züge es verlangt. Da iſt kein Widerſpruch zwiſchen der Linie der Geſtalt und ihrer Haltung, zwiſchen dem Stil des einzelnen Zuges und ſeinem Gebrauche als Ausdrucksmittel, zwiſchen dem Umriß und ſeiner Ausfüllung. Der Bauſtil der Geſtalt weiſt auf ein gerade gerichtetes Leben, und der Ausdruck zeigt, daß hier ein ſolches Leben gelebt wird. — Im Antlitz des anderen Mannes liegen die Dinge anders.

Es gibt mancherlei Wege durch ein hartes Leben. Einer heißt: noch härter werden, noch trotziger beharren in Geradheit. Der alte Deichgraf kennt nur dieſen Weg und dieſen Gang: er iſt gerade gewachſen und kann nur gerade gehen („zu gerade", ſagt Heinrich Brammer; denn das Gerade taugt nicht zur Gemeinſchaft mit dem Ungeraden). — Ein anderer Weg iſt der: das Harte erweicht ſich und bequemt ſich, das Gerade wird ungerade. Hiervon erzählt Bild 33 (mit Bild 35). Auch hier hat der Umriß Härte, die von der Möglichkeit einer ſchroffen Selbſtgeſtaltung zeugt; die Füllung des Umriſſes aber, der Ausdruck in den Weichteilen, ſagt, daß dieſe Möglichkeit verſäumt iſt. Man bedecke den Kopf mit der Hand ſo weit, daß nur der Geſichtsumriß noch frei bleibt (auch der Mundwinkel und die Linie vom Kinn zum Halſe ſind zu bedecken), ſo ergibt ſich: wir könnten uns zu dieſem Umriß eine Füllung denken, die ihm weit beſſer entſpräche als das, was wirklich da iſt. Zwiſchen Umriß und Füllung iſt ein Widerſpruch. Der Umriß iſt „beſſer" als das, was die Füllung ausdrückt. Der Umriß iſt ſchnittig, ſchroffkantig und hat Schwung im nordiſchen Sinne; die Füllung iſt ſchwammig, die Haltung verſackt und deutet auf Hang zu bequemen Wegen, der aber Roheit gegen

[1] Raſſe, Zſchr. der Nordiſchen Bewegung, 1. Jg. Heft 3, S. 133 f.

andere nicht ausſchließt. Nordiſche Lebensmächtigkeit iſt da, ſie iſt noch in der Vollkraft reifer Mannesjahre; inſofern mag ſie ſogar noch ſtärker ſein als jene, die aus dem greiſen Antlitz des Deichgrafen ſpricht. Aber ſie wird hier anders gebraucht als dort.

Über dem Leben des Deichgrafen waltet ein Grundſatz: Unbeugſam — nach außen und nach innen! Er trug durchs Leben ein ſchroffes, eindeutiges Bild ſeiner ſelbſt, wie er ſein ſoll; der Sinn ſeines Lebens war ihm der: dieſes Bild zu verwirklichen. Und dieſes Bild hat Stil. Wenn man den Alten ſelbſt nach dem Stil dieſes Bildes fragte (wenn er zugänglich wäre für ſolche Fragen wie dieſe und ihren Sinn mit Begriffen erfaſſen wollte), dann müßte er ſagen: „Es iſt die Art, in der mein Vater gelebt hat und der Vater meines Vaters und alle vor ihnen, die mit mir eines Geſchlechtes ſind. Von ihnen habe ich das Bild empfangen. Ich reiche es weiter an meine Söhne und Töchter, indem ich es lebe.“ Mehr weiß er davon nicht und braucht nichts davon zu wiſſen. Für ihn iſt es ſelbſtverſtändlich, wie alles Wachstum ſelbſtverſtändlich iſt. Für ihn und ſolche wie er iſt das gerade Wachstum eben vorgezeichnet, darum wächſt er gerade.

Das Wort „vorgezeichnet“ hat hier einen zwiefachen Sinn. Gerades Wachstum iſt vorgezeichnet im Stilgeſetz der Raſſe dieſes Mannes; gerades Wachstum iſt auch vorgezeichnet in dem überlieferten Bilde, das er vorlebend weitergibt: es iſt vorgezeichnet im Vorbild ſeiner Sippe. Der Stil dieſes Vorbilds gründet in jenem Stile der Raſſe. Es iſt das Vorbild des „rechtſchaffenen“, nämlich nach dem ſittlichen Geſetze ſeiner Raſſe recht geſchaffenen Menſchen.

Auch das Wort „geſchaffen“ hat hier zwiefachen Sinn. Geſchaffen weiß ſich ein ſolcher Menſch als ein Glied der Schöpfung; geſchaffen aber auch von der Hand des eigenen Willens. „Recht“ geſchaffen heißt hier: daß vom wuchshaften Willen der Schöpfung und vom Geſittungswillen des einzelnen dasſelbe gewollt ſei, nämlich das Sein — vielmehr: das Werden — des artrechten Menſchen.

Der artrechte Menſch iſt nicht etwas, das vom Himmel fallen noch rein aus der Erde wachſen könnte: was da fällt oder wächſt, iſt immer nur Stoff zur Geſtaltung durch „eigenen“ Willen. Ob auf dem Grunde des naturgeſchaffenen, wuchshaften Geſchöpfes ein artrechter Menſch ſich bildet, hängt davon ab, ob ſein „eigener“ Wille nach den artrechten Werten ſteuert. Zum Weſen jeder Raſſe gehört es, eine eigene Ordnung ihrer Werte in ſich zu tragen; dieſe Ordnung gehört zu dem, was wir „das Geſetz“ der Raſſe nennen. Dieſer Wertordnung kann der Einzelne ſich fügen oder ſie verletzen: er kann gewillt ſein, durch ſein Leben das, was nach dem in ihm geltenden Geſetze „recht“ iſt, zu verwirklichen oder aber dies nicht zu tun.

Auch kann der Einzelne zum artrechten Leben zu ſchwach ſein: er möchte ſchon „recht" tun, aber ſein ſittlicher Wille verſagt.

„Artrecht" iſt alſo nicht das gleiche wie „raſſenrein" im naturhaften Sinne dieſes Wortes. Hier liegt der Unterſchied in der Raſſigkeit des Menſchen von der des Tieres. Wer reinraſſig iſt, der iſt nicht darum ſchon ein artrechter Menſch. Nordiſch ſein zum Beiſpiel heißt nicht an ſich ſchon gut ſein oder edel ſein. Nicht jeder nordiſche Menſch verwirklicht nordiſche *Werte*: man kann in nordiſchem Stile auch ein Wertfrevler, ein Verbrecher ſein. Ein nordiſcher Schurke unterſcheidet ſich von einem mittelländiſchen, einem oſtiſchen, einem vorderaſiatiſchen Schurken ſo deutlich, wie der rechtſchaffene nordiſche Menſch ſich von einem im Sinne dieſer fremden Raſſen rechtſchaffenen Menſchen unterſcheidet. Beide, der rechtſchaffene Menſch und ſein äußerſtes Widerſpiel, der Schurke, ſind jeweils durch das gleiche Sittengeſetz gerichtet; nur daß der eine ihm folgt, der andere es verletzt. Reine Tugendhelden und reine Schurken ſind ſelten: in uns allen weckbar iſt die Verſuchung, gegen das, was in uns ſelbſt als recht gilt, auch einmal zu freveln. Nicht die Raſſe ändert ſich in uns, wenn wir der Verſuchung folgen; nur unſer raſſiſches Wertbewußtſein wird durch den Frevel an der Wertordnung geſtört. Raſſe bleibt Raſſe, im Rechten wie im Schlechten, und Geſetz bleibt Geſetz, auch wenn es verletzt wird.

Unter den vielen Menſchen, die ich abgebildet habe, iſt kaum einer, deſſen Züge nicht im Wandel ſeines Ausdrucks auch von der Möglichkeit des Frevels gegen das eigene Geſetz — ſei es auch nur in leiſer Andeutung — etwas verraten hätte. Wenn ich alſo hier Bilder einiger Menſchen zeige, die etwas deutlicher als andere von wertwidrigen Möglichkeiten, doch in den Grenzen nordiſcher und fäliſcher Art, erzählen, ſo ſoll dies nicht bedeuten, daß wir, deren Antlitz heute ſchonend verhüllt bleibt, nicht alle mehr oder minder teilhätten an dem, was da zutage tritt.

Das Wort „artrecht", ſo fanden wir vorhin, zielt nicht auf das rein naturhafte, tierhafte Daſein des Menſchen, ſondern auf ſeinen Geſittungswillen, kraft deſſen er ſich ſelbſt zum „ſittlichen Charakter" ſchafft. Ein ſittlicher Charakter nordiſchen Stiles *iſt* nicht, ſondern er *wird*: er iſt auf dem Wege. Der Weg bedarf keiner Pflaſterung mit Begriffen von „gut" und „böſe". Nicht leere Vorſchrift leitet den ſittlichen Willen („du ſollſt" — „du ſollſt nicht"), ſondern letzten Endes immer das innere Vorbild. Es kann lebendig und bluthaft ſein, aus dem Leben der Sippe, des Stammes, aus der Geſchichte des Volkes geſpeiſt oder aus der verſchwiegenen Geſchichte des einzelnen geboren; es kann auch verblaſen und farblos, kaum noch ſichtbar ſein. Es iſt einer Rolle vergleichbar, die der Schauſpieler hinnimmt und lernt und dann mit eigener Wirklichkeit ausfüllt. (Es verſteht ſich, daß auch

dieſes Gleichnis hinkt wie alle.) Oft glaubt der einzelne nordiſche Leiſtungsmenſch, ſein Weſen ganz frei aus eigener Kraft zu geſtalten, weil das Vorbild, das ſeine Lebensrolle mitſchuf, nicht mehr im Lichtſchein des wachen Bewußtſeins ſteht: es iſt in die Nacht geraten und ſomit „vergeſſen"; aber es iſt noch da und wirkt noch.

Hier iſt der Aufſchluß gegeben über die ungleiche Ausfüllung jener beiden raſſengleichen Seitenriſſe. Der Deichgraf hat das klar gerichtete, klar ihn richtende innere Vorbild. Der andere nicht. Möglich, daß Reſte von Vorbildern auch hier noch vorhanden ſind: verblaßte Fetzen von Bildern, die nicht zuſammenſtimmen. Richtende Kraft iſt darin nicht. Darum hielt dieſer Mann den geraden Weg nicht durch, ſondern bog ab und duckte ſich und ging bequeme Wege. Daher das Ungeſtaltete, Unſichere in ſeiner Ausdrucksfüllung: das Schwammige. Und darum konnte er kein Vorbild weiterreichen. Der Sohn muß ſich ſein inneres Vorbild ſuchen, und er tut es, faſt wider Willen: im Grunde, ſo ſcheint es, verlangt es ihn nach einem Vorbild. Gefunden hat er es noch nicht; er hat noch kein Richtmaß, nach dem er ſich geſtalten könnte. Darum iſt er eine Beute im Kampf ſeiner inneren Tag- und Nachtwelt. Vielleicht gibt es kaum eine Lage, die ſo ſchwer und ſo gefahrvoll wäre wie die, in der dieſer Junge lebt. So zu leben und doch „gerade zu wachſen", das heißt ein artrechter Menſch zu werden und die eigene leibliche Erſcheinung als Ausdruck artrechten Lebens zu gebrauchen, iſt unvereinbar. Die Gefahr, in der ſich ein Ertrinkender befindet, pflegt jeder zu erkennen, der ihn ſieht; die Not und Gefahr, die aus dem Antlitz dieſes Menſchenkindes ſpricht, ſieht keiner, der ihm helfen könnte. Der einzige, aus deſſen Welt ihm ein artrechtes inneres Vorbild kommen könnte, iſt ſein Lehrer. Der aber iſt für ihn als Vertreter der öffentlichen Tagesmacht geſtempelt, die er zu fürchten ſich gewöhnt hat. Und ſeine Umgebung weiß dieſe Furcht zur Feindſchaft zu vertiefen: ſie lehrt ihn den Haß des Krummen gegen das Gerade. Der artrechte Weg, ſo ſcheint es, iſt für ihn verbaut. Nur tiefe Erſchütterung kann ihn vielleicht einmal freilegen.

Vorgreifend in den zweiten Teil dieſes Buches ſei hier ſchon erwähnt, daß auch ein artrechtes Leben nicht frei von innerer Gefahr iſt. Zumal dem im nordiſchen Sinne „ſittlichen Charakter", der ſich im Strahle des wachen Tagesbewußtſeins geſtaltet, droht ſtändig die Gefahr, überrumpelt zu werden aus der Welt, die für ihn „nicht da" iſt: aus ſeiner eigenen entrechteten inneren Nachwelt. Ein Übermaß an wacher Selbſtgeſtaltung kann mit der plötzlichen Rache der inneren Nachtwelt enden.

5. Raſſen-„Eigenſchaften"? — Stile der Wahrhaftigkeit und des Lügens.

Wer ein Buch in die Hand nimmt, das Auskunft über Raſſenſeelenfragen verſpricht, pflegt heute immer noch zu erwarten, daß es im weſentlichen von „ſeeliſchen Eigenſchaften" handle. Darum wird mancher, der in dieſem Buche blättert, ſich zunehmend wundern, daß von ſolchen Eigenſchaften hier noch kaum die Rede war.

Ludwig Klages unterſcheidet zwiſchen wirklichen Eigenſchaften und ſolchen, „die keine ſind"[1]. Für den aber, der die Geſetze der Charakterbildung vom raſſiſchen Weſen der Seele aus betrachtet, erweiſen ſich die „Eigenſchaften" der Seele, welcher Art ſie auch ſeien, als etwas, das ihn erſt in zweiter Linie angeht. Denn Raſſe iſt nicht, wie noch heute in Laienkreiſen vielfach geglaubt wird, ein Klumpen von vererbbaren Eigenſchaften (z. B. Begabungen: „muſikaliſche Begabung, Organiſationstalent, Phantaſie, Einfühlungsvermögen, Intelligenz ...", ferner: „Energie, Gutmütigkeit, Fleiß" uſw.), ſondern ein vererbbares Geſtaltgeſetz, das ſich in allen Eigenſchaften, welche immer der einzelne haben mag, auswirkt und ihnen Stil verleiht. Nicht am Haben beſtimmter Eigenſchaften erkennt man die Raſſe eines Menſchen, ſondern an dem Stile, in dem er dieſe Eigenſchaften gebraucht[2].

Wenn es zuträfe, daß zum Beiſpiel die „Eigenſchaft Wahrhaftigkeit" zu den „ſeeliſchen Merkmalen" des nordiſchen Menſchen gehörte, ſo ginge daraus mit Notwendigkeit hervor, daß wir einen Menſchen, dem dieſe Eigenſchaft fehlt, als nicht nordiſch oder doch wenigſtens als in dieſem Punkte nicht nordiſch bezeichnen müßten. Bild 42 zeigt ein in Bau und Haltung weſentlich nordiſches Antlitz. Der Ausdruck deutet auf ſtolze Betonung des Abſtands. Wer von hier aus das Weſen dieſer Frau verſtehen wollte, könnte verſucht ſein, zu glauben, daß ſchon ihr Stolz ihr jegliche Unwahrhaftigkeit verbiete. Doch die beiden folgenden Bilder widerſprechen deutlich.

[1] Vgl. den 1. Abſchnitt dieſes Buches, S. 14.

[2] Vgl. L. F. Clauß, „Raſſe und Seele", 12. Abſchnitt: Stilgeſetz, Eigenſchaft, Anlage.

Man kann hier zunächſt einmal fragen: Wie verhält ſich das erſte Bild dieſer Frau zu den beiden anderen Bildern? Welches zeigt ihr eigentliches Geſicht? — Damit würde aber in die Sachlage etwas hineingefragt, das mit ihr nichts zu tun hat. Das eine Geſicht iſt ſo „eigentlich" wie das andere. Das eine zeigt betonten Stolz, das andere Hinterhälte. Der Ausdrucksinhalt des erſten Bildes iſt ſehr verſchieden von dem der beiden anderen. Eine Verſchiedenheit des Ausdrucksſtiles aber vermag ich nicht zu finden. Keines der Bilder deutet darauf hin, daß die in nordiſchem Stile gebauten Ausdrucksbahnen dieſes Geſichtes in ſtilwidrigem Sinne gebraucht würden. Jener ſtolz betonte Abſtand des erſten Bildes ſowohl wie die verſteckte Unaufrichtigkeit der beiden anderen Bilder ſind in nordiſcher Weiſe ausgedrückt und offenbar auch in nordiſcher Weiſe erlebt. Zwar werden wir das, was die Bilder 43/44 verraten — den Ausdrucksinhalt alſo — nicht auf der Wertſeite der nordiſchen Wertordnung ſuchen dürfen: es iſt, nach nordiſchem Artgeſetze beurteilt, kein wertvolles Erleben, das ſich in dieſen beiden Bildern ausſpricht. Es liegt auf der Unwertſeite der nordiſchen Wertordnung und iſt alſo nicht im nordiſchen Sinne artrecht; aber im nordiſchen Bereiche möglich iſt es doch: es iſt in nordiſchem Stile erlebbar und ausdrückbar. Es entſteht kein Stilwiderſpruch, wenn ein Ausdruck wie dieſer in einem nordiſchen Antlitz erſcheint. Auch ein Menſch, der zu nordiſch-artrechtem Leben gewillt iſt, kann in ſolche Erlebnisbereiche geſtoßen werden, zum Beiſpiel wenn Treubruch und verbitternde Enttäuſchung durch die ihm nächſtgeſtellten Menſchen ſeine Welt vergiften und ihm die Kraft zu neuem Anfang nicht mehr ausreicht.

Beſieht man es näher, ſo iſt auch der betonte Abſtand, den Bild 42 ausdrückt, nach nordiſcher Wertordnung nicht durchaus als artrecht zu werten. Zwar iſt kein Zweifel, daß der hier gezeigte Stolz ein Erleben aus nordiſchem Abſtand iſt: aus betontem nordiſchen Abſtand. Betonung des Abſtands aber hat im nordiſchen Leben nur dann einen artrechten Sinn, wenn ſie die Antwort auf eine Verletzung des Abſtands iſt. Alles andere Betonen des Abſtands iſt zwiſchen nordiſchen Menſchen nicht artrecht, denn Abſtand verſteht ſich da von ſelbſt. Betonung des Abſtands zeigt meiſtens an, daß eine Störung der inneren Sicherheit verborgen werden möchte[1]. Ein ſolcher „Stolz" iſt alſo durchaus nicht unvereinbar mit dem, was die Bilder 43/44 verraten: beiderlei Ausdrucksinhalt iſt zwar verſchieden, kommt aber aus derſelben Quelle.

Da jedoch nun einmal jenes bequeme Verfahren, das der Raſſenſeele eine Anzahl von — möglichſt meßbaren — Eigenſchaften abfragen möchte, ſich

[1] Vgl. hierzu L. F. Clauß, „Die nordiſche Seele", S. 39. Ferner Bild 17 dieſes Buches, dazu S. 41.

in Laienkreiſen einer zähen Beliebtheit erfreut, geben wir noch eine andere Frage zu bedenken. Nehmen wir einmal an, daß der raſſenſeeliſche Befund eines Menſchen ſich wirklich in einem Verzeichnis der „ſeeliſchen Eigenſchaften", über die dieſer Menſch verfüge, ausdrücken ließe — Eigenſchaften, die laut Ausweis einer zu dieſem Zweck verfertigten Statiſtik teils dieſer, teils jener Raſſe zuzuſprechen ſeien. Nehmen wir weiterhin an, daß von dieſen Eigenſchaften beiſpielsweiſe die Eigenſchaft Wahrhaftigkeit zum Weſen oder gar zum „Weſenskern" der nordiſchen Raſſe gehöre. Wie lautet dann der raſſiſche Befund eines Menſchen, der zwar in allen übrigen Merkmalen den von der Raſſenſtatiſtik geſtellten Anforderungen für einen vorſchriftsmäßig nordiſchen Menſchen genügt, aber in einem Punkte verſagt: nämlich darin, daß er nicht wahrhaftig iſt? Iſt dieſes Fehlen einer „nordiſchen Kerneigenſchaft" nun durch einen raſſenfremden Einſchlag zu erklären: ſo etwa, wie das Fehlen eines ausgeſchwungenen Hinterhauptes bei einem ſonſt nordiſchen Körper auf den Einſchlag einer kurzköpfigen Raſſe deutet? An Stelle des Merkmals Langköpfigkeit iſt das Merkmal Kurzköpfigkeit getreten, alſo liegt Einkreuzung einer kurzköpfigen Raſſe vor; an Stelle des Merkmals Wahrhaftigkeit iſt das Merkmal Unwahrhaftigkeit getreten, alſo liegt Einkreuzung einer unwahrhaftigen Raſſe vor: das heißt einer Raſſe, zu deren ſeeliſchem Weſen das Merkmal Unwahrhaftigkeit gehört. Oder — falls man ſo weit nicht gehen will —: es liegt Einkreuzung einer Raſſe vor, zu deren Weſen das Merkmal Wahrhaftigkeit nicht gehört. Die Einkreuzung macht ſich dann eben dadurch geltend, daß ſie zwar kein eigenes Merkmal beibringt, ſondern eines fortnimmt. — So ungefähr ſpielen ſich jene Gedankengänge hinaus, die ſich dem Abc aller Raſſenſeelenkunde — der Unterſcheidung zwiſchen Stilgeſetz und Eigenſchaften — entziehen möchten. Es iſt wahr, daß jene ſtatiſtiſche Arbeitsweiſe einfach und bequem iſt, weil ſie das Denken erſpart; darum wird ſie augenblicklich unbequem und widerſinnig, ſobald man den Fehler begeht, dabei ein wenig zu denken, nämlich ſie ſelbſt zu Ende zu denken.

Welche Raſſe ſollte das wohl ſein, zu deren Weſen entweder Wahrhaftigkeit nicht gehörte oder die gar weſentlich unwahrhaftig wäre? Raſſe iſt Geſtalt, und jede raſſiſche Geſtalt hat ihren eigenen, in ihr ſelber gründenden Sinn. Nur aus dieſem ihrem eigenen Sinne heraus iſt eine Raſſe zu verſtehen. Mit dieſem ihrem Sinne füllt ſie die Welt und prägt ſie mit Bedeutungen und mit Bewertungsmarken: ihre innere Wertordnung ſtrahlt ſie in ihre Welt hinaus und findet ſie nun dort wieder vor als etwas, das in den Dingen ihrer Welt ſelbſtändig vorhanden ſei. Sie prägt zum Beiſpiel kraft ihres ſittlichen Bewußtſeins die Erſcheinungen der Welt als „gute"

und als „böſe", als „edle" und als „gemeine"; und nun ſind ſie gut und böſe, edel und gemein — für ſie. Raſſe kann nicht anders leben und handeln und richten als nach dem Geſetze ihrer ſeeliſchen Geſtalt. Der einzelne kann das Geſetz verleugnen und verletzen, aber nicht es ändern: er kann auf die Unwertſeite der eigenen Wertordnung treten und gegen den artgeſetzlichen „Sinn des Lebens" freveln. — Und Raſſe greift mit dem Strahl ihres Wahrheitsbewußtſeins in die Welt — in ihre, mit ihren Prägungen durchwirkte Welt — und erkennt als „wahr", was in ihren Griff hineinpaßt, und verwirft als unfaßbar oder „unwahr", was ſich ihrem Griff nicht fügt. Und nun iſt das Erfaßte wahr und das Unerfaßte unwahr — für ſie. Jede Raſſe hat ihr eigenes Wahrheitsbewußtſein, jede ein anders geartetes: eben hierin unterſcheidet ſich Raſſe von Raſſe. Jedes raſſiſche Wahrheitsbewußtſein greift andere Wahrheit und greift ſie auf andere Weiſe; das nordiſche greift andere Wahrheit als zum Beiſpiel das oſtiſche oder das mittelländiſche oder das vorderaſiatiſche Wahrheitsbewußtſein: was für das nordiſche wahr iſt, braucht nicht auch wahr zu ſein für das oſtiſche oder ſonſt eines — das verſteht ſich ſo ſehr von ſelbſt wie etwa, daß der Adler nicht mit Spatzenaugen in die Welt ſchaut. Wenn der Adler den Spatzen unwahrhaftig nennt, ſo richtet er damit den Spatzen nach Adlergeſetzen und hat damit recht — innerhalb ſeiner Adlerwelt. Vom Spatzen aus geſehen liegen die Dinge anders. Das aber braucht den Adler nicht zu kümmern, weil er nicht Raſſenſeelenforſchung treibt.

Wir aber — wenn ich im Bilde bleiben darf — wir Raſſenſeelenforſcher müſſen die Wahrheit und Unwahrheit der Spatzenwelt nach ſpätziſchem Geſetz ergründen — gleichgültig, ob wir in unſerem außerwiſſenſchaftlichen Leben uns als Adler fühlen oder als ſonſtwas. Es iſt zweierlei, ob man den Spatzen auffrißt oder ihn wiſſenſchaftlich erforſcht. Beides kann berechtigt ſein, aber in beiden Fällen kommt man zu einem anderen Ergebnis. Wer begriffen hat, daß Raſſe nicht ein Klumpen von Merkmalen oder Eigenſchaften iſt, ſondern eine von Geſetzen beſtimmte Geſtalt, der durchſchaut den Widerſinn der Behauptung, daß irgendeine Raſſe — als ſolche — nicht wahrhaftig ſei oder daß irgendeine Raſſe „mehr" wahrhaftig ſei als irgendeine andere. Das Wahrheitsbewußtſein jeder Raſſe gründet in ihrem eigenen Geſetze; und nur von dieſem aus darf beurteilt werden, ob der einzelne Vertreter einer Raſſe „wahrhaftig" oder „unwahrhaftig" ſei, das heißt, ob er das nach dem Geſetze ſeiner Raſſe als wahr Erkannte bekennt und darnach lebt und urteilt oder ob er es verbirgt oder verbiegt.

Gewiß iſt es denkbar und wirklich vorgekommen, daß viele, ſehr viele Vertreter irgendeiner Raſſe auf die Unwertſeite ihrer eigenen Wertordnung treten: ganze Völker werden vom Schickſal geſtoßen oder verführt, gegen

die eigene Wertordnung ihrer Raſſe zu freveln. Es kann zur Mode einer ganzen Zeit oder einer Geſellſchaftsklaſſe werden, innerhalb beſtimmter Erlebnisbereiche die artrechte Wertordnung zu mißachten und ihr entgegen zu leben. Verwandelt wird damit nicht die artrechte Wertordnung ſelbſt: ſie iſt ſo wenig wandelbar wie das Geſetz der Tonfolge ſich wandelt, wenn alle Spielleute der Welt nur noch falſche Töne ſpielen. Und wenn — falls mir dieſes Gleichnis erlaubt wird —: wenn wir ſämtlichen Füchſen der Welt noch ſo ſäuberlich den Schwanz abtrennten, ſo änderten wir damit nicht das Stilgeſetz der füchſiſchen Geſtalt und ſchüfen nicht eine ſchwanzloſe Füchſeraſſe, ſondern entſtellte, verſtümmelte Füchſe. Das Stilgeſetz der füchſiſchen Geſtalt beſtimmt auch dann noch, was ein „rechter", ganzer Fuchs ſei. Geſtalt bleibt Geſtalt, und die Jungfüchſe werden mit Schwänzen geboren.

Auch wer ſich gegen die artgegebene Wertordnung, gegen die innere Wertordnung der eigenen Raſſe, auflehnt, verletzt zwar das Geſetz, aber verläßt nicht den Bereich ſeiner Geltung. Im Freveln am Geſetze entrinnt er dem Geſetze nicht, denn auch ſein Frevel noch vollzieht ſich ja im Stile ſeiner Raſſe. Wenn ein nordiſcher oder fäliſcher Menſch ins Lügen gerät, ſo hat dies Lügen gleichſam einen anderen Gang als das Lügen zum Beiſpiel eines oſtiſchen oder eines wüſtenländiſchen oder eines vorderaſiatiſchen Menſchen.

Als Beiſpiel könnte jeder Menſch ſich ſelber wählen, denn ſo verblendet unwahrhaftig iſt faſt niemand, daß er die ſtändig in uns allen lauernde Gefahr weglügen wollte: die Gefahr, aus kleinem Anlaß — ſei es aus Eitelkeit — ein wenig ins Lügen, zumal vor ſich ſelbſt, zu geraten. Denn das Wort „Frevel", das wir noch eben gebrauchten, ſoll hier nicht auf beſonders ſchlimme Dinge weiſen, ſondern auf jeden noch ſo geringen Verſtoß gegen die artgeſetzliche Wertung. Der frieſiſche Bauer und Schiffer zum Beiſpiel, der auf unſeren Bildern 45—49 erſcheint, iſt ein trefflicher Bauer und Schiffer und überhaupt faſt „ein Kerl"; auch lügt er durchaus nicht immer. Aber es ereignet ſich immer wieder, daß er ins Lügen gerät. — Welcher Art iſt dieſes Lügen?

Zunächſt: von welcher Art iſt dieſer Mann denn ſelbſt? In welchem Stile iſt ſeine ſichtbare Geſtalt gebaut? Und in welchem Stile gebraucht er ſeine leibliche Erſcheinung? — Im Umriß herrſcht eine ſchnittige, ſcharfkantige Schlankheit, die auf eine beſondere Ausprägung nordiſchen Stiles weiſt. Das Geſicht iſt ſchmal, an den Schläfen biegt es jäh um; die Naſe ſpringt ſchlank und ſcharf in den Raum hinaus. Aber das Auge liegt hinter dem waagrechten fäliſchen Querſpalt; der Hals hebt ſich kurz und ſchwerfällig aus den waagrechten Schultern. Und die Haltung, zumal des Halſes, er-

innert an jene Geducktheit, die wir auch bei anderen Menſchen der gleichen Landſchaft fanden (vgl. Bild 30—36).

Wir ſagten damals: Nur die Allerſtärkſten wachſen im Winde dieſer Landſchaft ſo, wie das Geſetz ihres Wuchſes es vorſchreibt[1]. Zu dieſen Allerſtärkſten gehört er alſo nicht. Und hier iſt auch der Urſprung ſeines Lügens. Er iſt nicht ganz bis zu Ende als „ein Kerl" gewachſen. Sein inneres Vorbild fordert von ihm das Kerlſein, und er ſpürt, daß er dieſem Vorbild nicht genügt. „Ein Kerl ſein" heißt im Stile ſeines Vorbilds: ſich ſelbſt in die Welt hineinſchleudern und ſie mit beiden Fäuſten packen, damit „etwas aus ihr wird". So möchte er ſein und ſo fühlt er ſich auch — ſobald ein Tropfen Rum ſeine Einbildungskraft befeuert. Dann träumt er, er ſei — wie die allerſtärkſten Bäume — bis in die Krone hinauf gerade gewachſen und griffe mit freien Armen in den Wind. Dann redet er viel, und drei Viertel davon ſind gelogen. Dazwiſchen befällt ihn Scham über das allzu viele Reden; die will er fortſchwemmen und redet dann immer noch mehr. Der Wirt und die Gäſte hören ſchweigend zu. Sie glauben kein Wort, und manchmal lächeln ſie über dieſes kindliche Prahlen, bei dem „nichts herauskommt". Denn wenn ſie ſelber lügen, dann tun ſie's aus Selbſtſucht und Berechnung; dieſes Flunkern aber, das merken ſie, iſt etwas anderes. Es iſt verzweifeltes Rachenehmen am eigenen Schickſal, das dieſen Mann zu klein ſchuf, das zu ſein, was er ſein ſollte kraft inneren Vorbilds: ein Wiking.

Es iſt der Ausgriffs- und Leiſtungsſtil des nordiſchen Menſchen, von dem die Linien des Erlebens — und darin auch des Lügens — hier beſtimmt ſind. Den Stil des Lügens beſtimmt das Geſetz der Raſſe, wie es den Stil der Wahrhaftigkeit eines Menſchen beſtimmt. Anläſſe nordiſchen Lügens gibt es viele, nicht nur ſolche wie der, den wir eben aufgewieſen. Hagen von Tronje lügt aus Gefolgſchaftstreue. Er tritt auf die Unwertſeite, um einen Wert zu wahren: er frevelt, um zu retten. Und die Spruchweisheit der Lieder-Edda empfiehlt als Ergebnis bäuerlicher Lebenserfahrung immer wieder, dem Lügner mit eigener Münze heimzuzahlen:

Seinem Freunde ſoll ein Freund man ſein
und Gaben vergelten auch:
Lachen für Lachen ſollen die Leute nehmen
und Täuſchung für Trug.

Haſt du einen andern, dem du übel trauſt
und von dem du doch Gutes begehrſt,
freundlich magſt du ſprechen, aber Falſches ſinnen,
zahlen Täuſchung für Trug.

[1] Vgl. S. 65.

Das gilt auch von ihm, dem du übel trauſt,
deſſen Denkart verdächtig iſt:
heiter magſt du lächeln und dein Herz bergen;
das Geld ſei der Gabe gleich[1].

Das alte deutſche Merkwort: „Auf einen Schelmen anderthalbe!" ſagt genau das gleiche. Der feige nächtige Schleicher iſt nicht in ehrlichem Waffengange abzuwehren. Er ſtellt ſich außerhalb der ſittlichen Lebensordnung jeder zu artrechtem Leben gewillten Gemeinſchaft; er drängt durch ſein Handeln auch den artrecht Lebenden zu einer Abwehr, die auf der Unwertſeite der artrechten Wertordnung ſpielt. Dies iſt die ſchlimmſte Folge ſolchen Frevels, daß er zum Gegenfrevel zwingt und damit übergreift in die Lebensordnung des andern. Darum ſoll, nach dem deutſchen Merkwort, die Vergeltung ſchwerer ſein als der Frevel ſelbſt. Der feige Schleicher iſt nicht mit ehrlichem Schlage zu treffen, darum fange man ihn, wie ein nächtiges Raubtier, mit der Falle.

Die aus der Edda angeführten Sprüche zeigen deutlich, daß ſchon die frühgermaniſche Zeit — vor aller tiefergehenden Artverwirrung — mit Lüge und mit Gegenlüge rechnete, und zwar beides aus nordiſchem Leben heraus und in nordiſcher Weiſe. Daß Wahrhaftigkeit ein Raſſenmerkmal ſei, das man für ſich in Anſpruch nehmen müſſe: ein Merkmal, durch das man ſich von anderen unterſcheide — das kam der bäuerlich derben Wahrhaftigkeit jenes eddiſchen Spruchdichters nicht in den Sinn. Vermutlich gab es ſchon damals ſolche Burſchen wie der däniſche Fiſcher — Bild 50 und 52 —, deſſen Antlitz nordiſch iſt, aber nicht von Wahrhaftigkeit zeugt.

Der Mann iſt im Kleinen das, was wir einen Kapitaliſten nennen. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß er ein nennenswertes Kapital beſitze; vielleicht iſt es nicht mehr als ſein Kutter und ſeine Kate. Nicht Beſitz macht den Kapitaliſten, ſondern die Geſinnung. Der Weltausſchnitt, den der Kapitaliſt als den für ihn einzig „wirklichen" ſieht, iſt nicht durch Werte beſtimmt, ſondern durch Preiſe. Kein Ding kann er nach etwas anderem fragen als darnach, welchen Preis es erzielen kann und wie der Markt beeinflußt werden muß, um dieſen Preis ſo hoch wie nur möglich zu legen. Wir finden dieſe Geſinnung überall in der Welt, bei Menſchen verſchiedenſter Raſſe. Aber von jeder Raſſe wird ſie in anderer Weiſe gelebt.

Der Kapitaliſt von nordiſchem Blut und Stile macht die Welt, in der er lebt, zu einer Welt von Ausbeutungsobjekten und Abſatzgebieten. Er iſt das Zerrbild des Eroberers und Urbarmachers: Ausgriff und Leiſtung tragen nicht mehr ihren Wert in ſich ſelbſt, ſondern werden als ſinnlos geachtet,

[1] Hávamál (in der Ausgabe von Guſtav Neckel, Str. 42, 45, 46), überſetzt von Felix Genzmer (Sammlung Thule, Bd. II: Das alte Sittengedicht, Str. 38, 41, 42).

Bild 42: Stolze Betonung des Abstands. Frau aus einer nordwestdeutschen Kleinstadt.

Bild 43/44: Dieselbe. Wie stimmt dieser Ausdruck zum obigen?

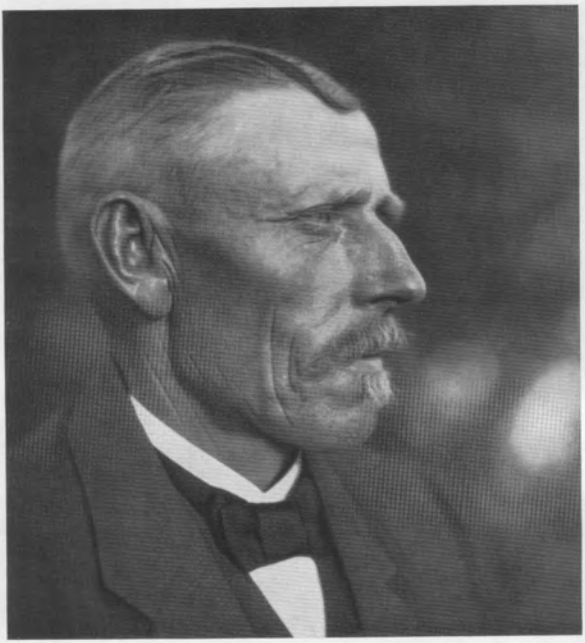

Bild 45-47: Friesischer Bauer und Schiffer.

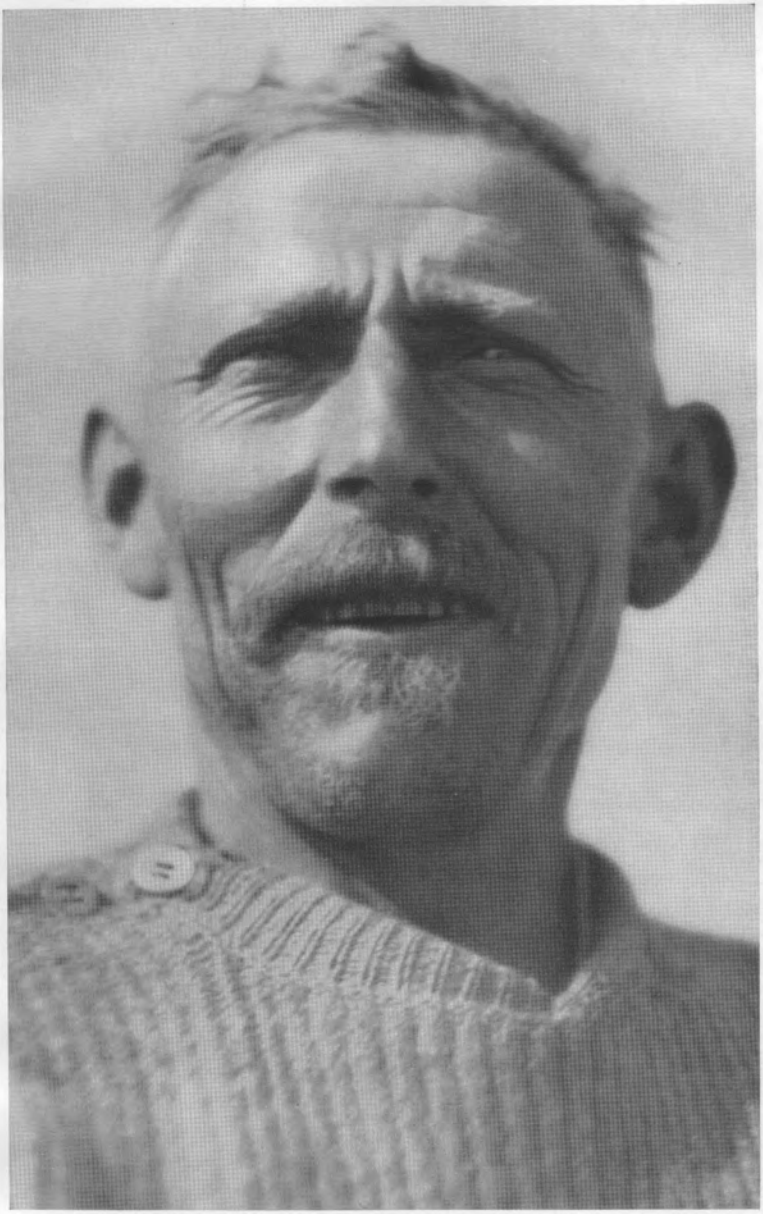

Bild 48: Derſelbe. Wo liegt die Grenze ſeiner Wahrhaftigkeit?

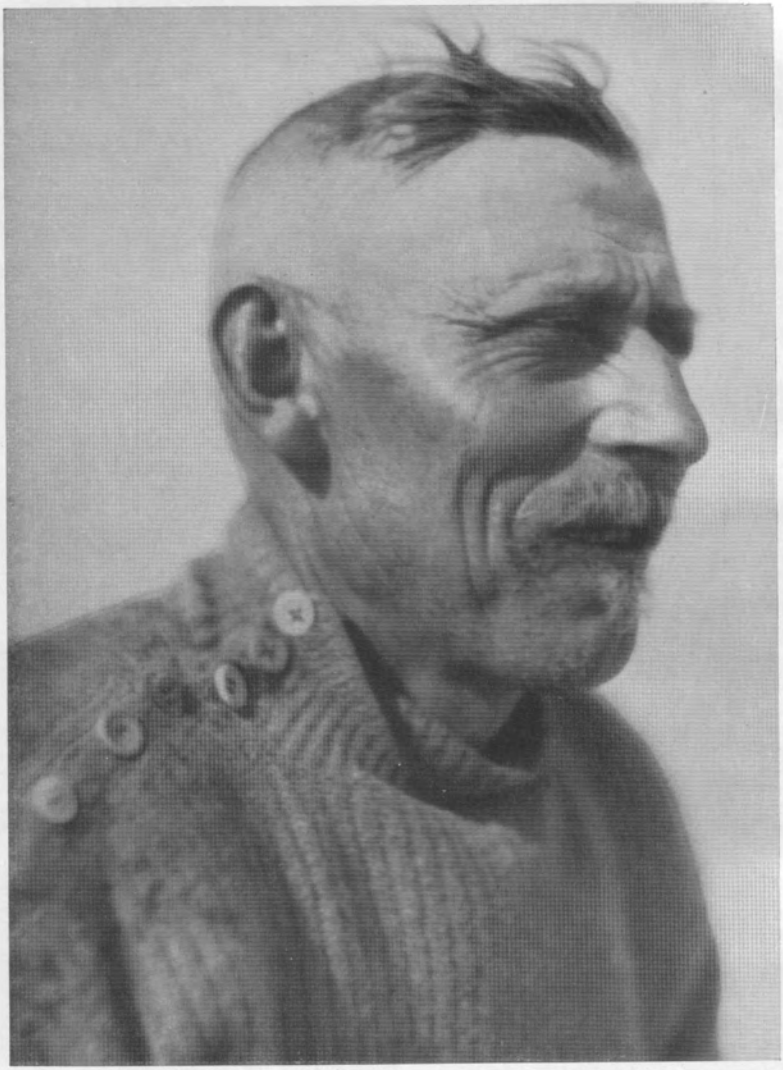

Bild 49: Derſelbe.

Bild 50: Däniſcher Fiſcher von Seeland. Zu Seite 88 und 98.

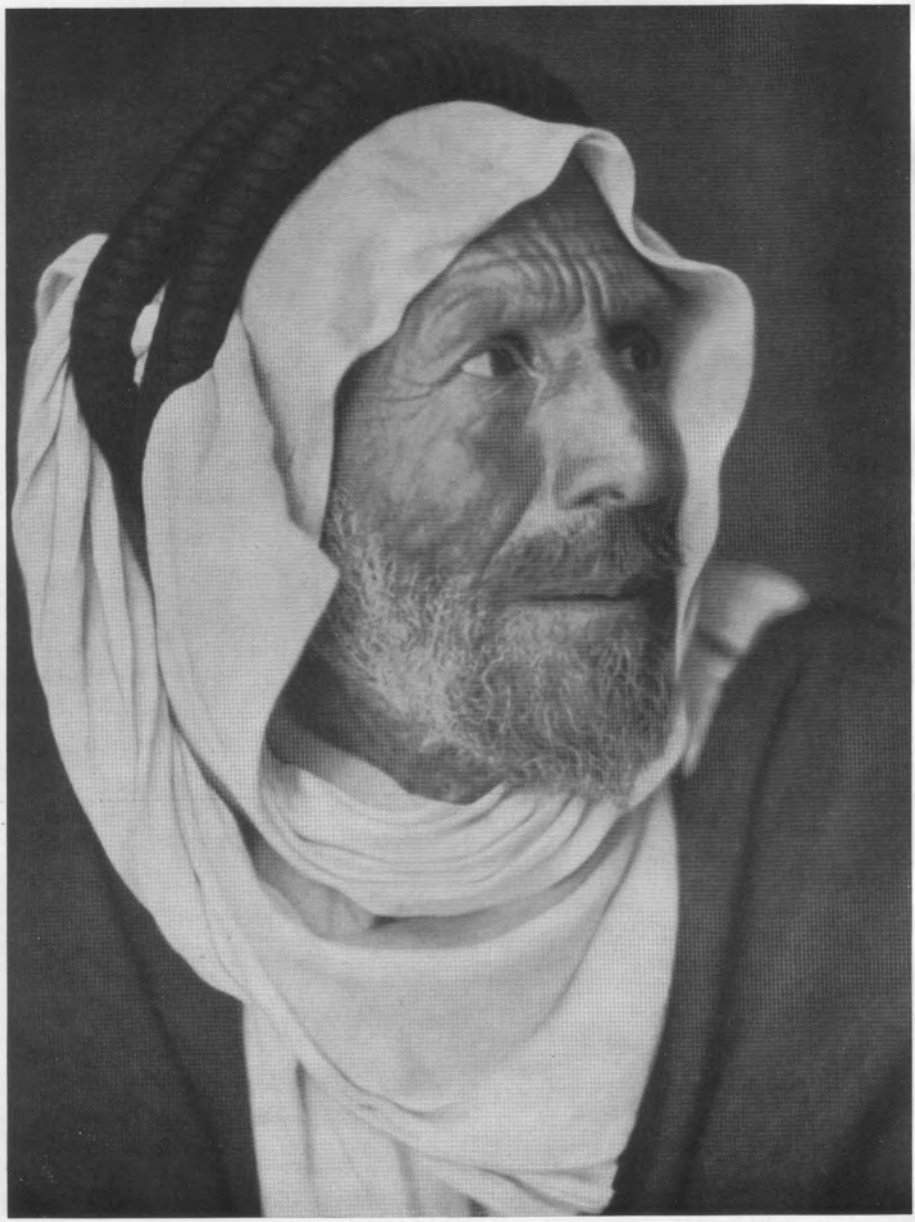

Bild 51: Wüſtenländiſcher Stil der Unwahrhaftigkeit. Halbbeduine aus der „Wüſte Juda".

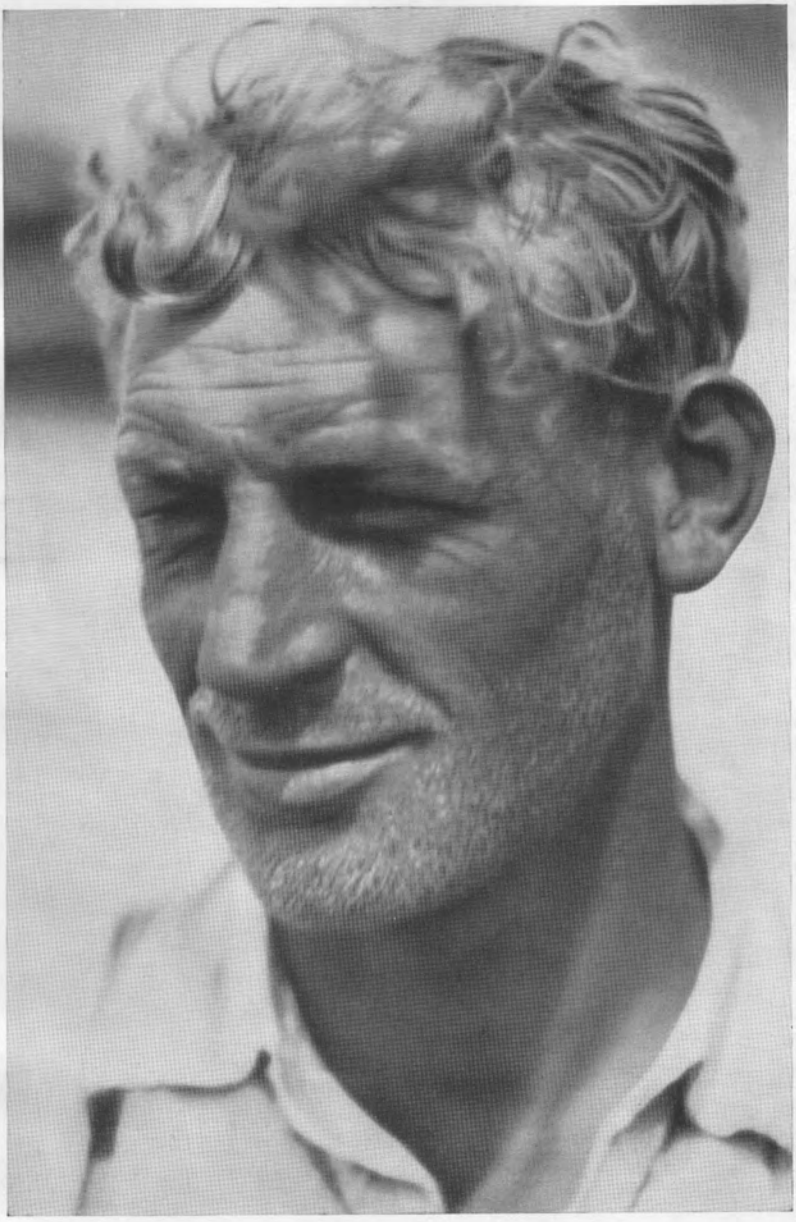

Bild 52: Nordiſcher Stil der Unwahrhaftigkeit. Däniſcher Fiſcher, derſelbe wie auf Bild 50.

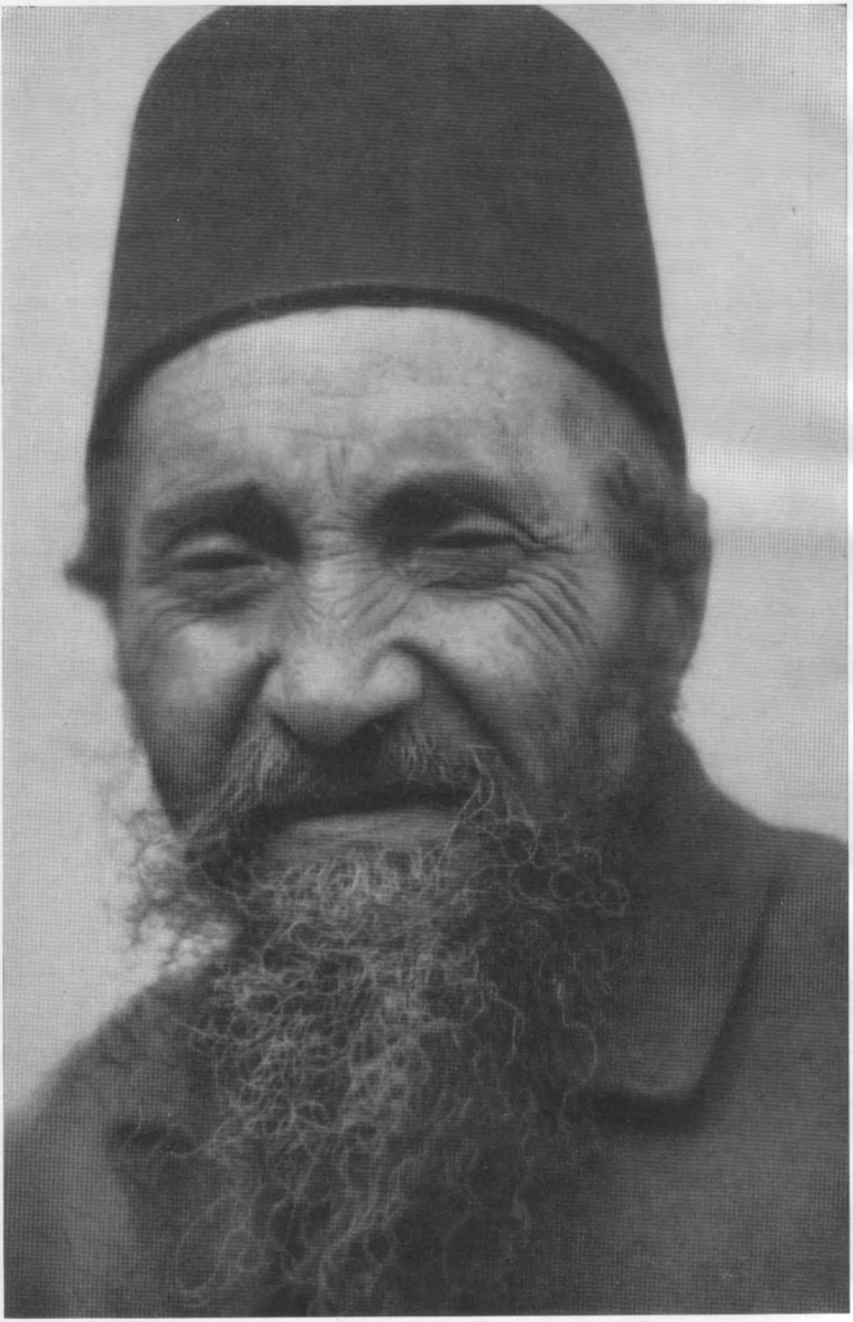

Bild 53: Sephardiſcher Jude in Paläſtina. Zu Seite 102 f.

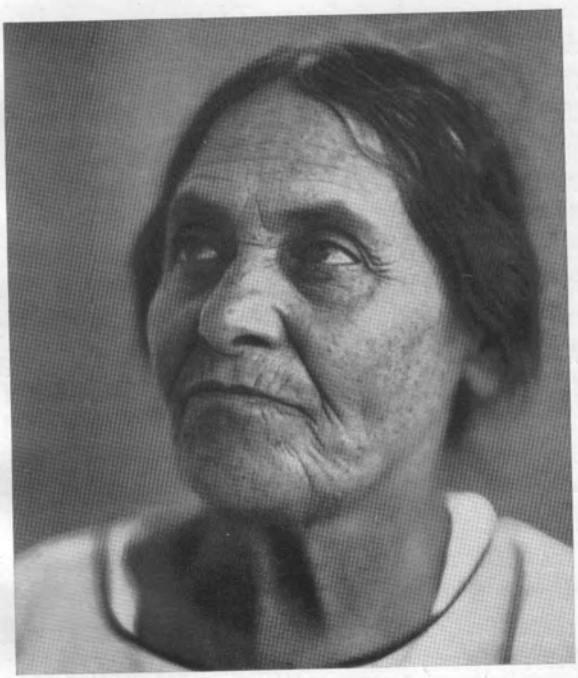

Bild 54/55: Raſſenmiſchung hebt letzten Endes allen Stil und damit die Möglichkeit einer Geſittung auf.

wenn ſie nicht zweckbedingt ſind. Der Zweck aber iſt nicht die Schaffung neuer Lebensräume — Räume, in denen um Ausgriff und Leiſtung gelebt wird —, ſondern die Erzielung neuer Marktgewinne. Menſchen ſind dem vollendeten Kapitaliſten nicht Geſchöpfe Gottes oder Volksgenoſſen, ſondern Käufer und Arbeitskräfte; Völker und Kulturen ſind ihm nicht Gedanken Gottes mit einem einmaligen, unantaſtbaren Eigenweſen, ſondern Inhaber von Bedürfniſſen, deren Befriedigung Märkte ſchafft und Preiſe ſteigert: ſind die Bedürfniſſe nicht da, ſo ſind die Völker „primitiv" und müſſen mit Zerſtörungsmaſchinen jeglicher Waffengattung „ziviliſiert" werden, bis ſie zum lohnenden Abſatzgebiete „gereift" ſind.

Was unſeren däniſchen Fiſcher von Seeland betrifft, ſo liegen die Dinge da inſofern harmlos, als ſeine Geſchichte ſich in kleinem Rahmen abſpielt. Meine Bekanntſchaft mit ihm entſtand nach einem harten Tag auf See, als auf unſerem kleinen Segelſchiffe faſt nichts mehr zu beißen, vor allem aber keine friſche Nahrung war. Da handelten wir mit ihm um ein paar Flundern. Dabei ſtellte ſich heraus, daß für ihn ein Menſch in Seenot nicht ein Bruder in Gefahr, ſondern eine beſonders fette Beute war: er bot uns die Flundern zu einem mehrfachen Betrag des Preiſes, den er — nach weiterer arbeitsreicher Fahrt — auf dem Kopenhagener Markt damit erzielen konnte.

Ein nordiſcher Menſch muß völlig entgöttert ſein und muß ſeine Welt von allen nicht-ſtofflichen Werten gründlich „geſäubert" haben, bis er den Punkt erreicht, wo er Kapitaliſt ſein kann. Das beſagt nicht, daß er keinen Gottesdienſt beſuche oder nicht ein ſtrenger Kirchenchriſt ſei; gern iſt er eine gerühmte Stütze des Glaubens. Nur eben eine Beziehung zu Gott und Göttlichem iſt einem nordiſchen Menſchen nicht mehr möglich, ſobald die reine Kapitalsgeſinnung ihn beherrſcht. Denn nordiſches Gotterlebnis iſt an ein Bewußtſein der Verantwortung gebunden: der Verantwortung für die Welt, die aus der eigenen Leiſtung hervorwächſt. Der gottverbundene nordiſche Leiſtungsmenſch lebt als Gefolgsmann ſeines Gottes; die Ehre nordiſcher Gottheit wird geſchändet, wenn Leiſtung mißbraucht wird — auch dann, wenn die Leiſtung nur in gefangenen Flundern ſteckt. Hiervon ſcheint unſer däniſcher Fiſcher noch etwas zu ahnen, ſonſt wäre der Blick nicht, der uns auf Bild 52 anſchaut. Zwar ſcheint ſeine eigene Welt ganz frei von überſtofflichen Werten: reinlich entwertet und alſo auch entgottet: doch da ſeine Macht gering iſt, rechnet er mit dem Eingriff fremden Wertbewußtſeins, zum Beiſpiel in Geſtalt der Polizei. Der Blick meiner Kamera iſt ihm ſehr unbehaglich; ſie weckt nicht ſein Gewiſſen, aber ſeine Angſt. Seine Sicherheit wankt, darum ſucht er ſie vorzutäuſchen. So entſteht dieſer Blick, der nicht ehrlich iſt, aber nordiſch: er kommt aus

einer entgötterten Leiſtungswelt, die nicht mächtig genug iſt, ſich zu dem zu bekennen, was ſie iſt[1].

Die Welt als Gegenſtand der Ausbeutung iſt nicht das gleiche wie die Welt als Beute. Ausbeutung hat noch eine Leiſtungslinie, die auf der Wertſeite der nordiſchen Wertordnung entſpringt und auf der Unwertſeite wirkt und endet. Sie führt zu einer Wert- und Weltverödung und bedeutet, nordiſch geſehen, einen Abfall von Gott. — Für andere Raſſen liegen die Dinge anders. Der wüſtenländiſche Menſch erlebt ſeine Welt als eine Beute; beſſer geſagt: als den Ort, wo die Beute zufällt dem, der ſie zu nehmen weiß als einen Brocken aus der Hand ſeines Gottes. Da iſt nichts von Leiſtung, alles iſt hinlauſchen und gläubig empfangen. Leiſtung iſt Fluch und laſtet ſchwer auf den Vertriebenen aus Gottes blühendem Garten.

Der wüſtenländiſche Menſch alſo lebt artrecht, wenn ſein Leben ihm ein Beutemachen iſt. Doch alles hängt davon ab, daß dieſe Beute „recht" gemacht wird, das heißt, nach den Spielregeln eines gottverbundenen Lebens. Rauben, ja — aber in „ehrlicher" Weiſe rauben, das heißt, nach jenen altüberkommenen Regeln, die „von Gott ſelber" eingeſetzt und darum gottgefällig ſind. Wer in ſolcher Weiſe raubt, empfängt ſeinen Raub aus Gottes eigenen Händen. Der Frevel beginnt erſt, wo die Regel verletzt wird[2].

Das trifft zum Beiſpiel den Mann, deſſen Antlitz wir auf Bild 51 ſehen. Er iſt ein Halbbeduine aus der „Wüſte Juda"[3]. Sein Beſitz iſt gering und vermag noch weniger als der jenes Fiſchers von Seeland. Der Armut hat ſich der Fluch Gottes zugeſellt: zwar hat der Mann einen Sohn, aber dazu eine Schar von Töchtern und eine ewig jammernde und heiſchende Frau[4]. Die Not hat ihn verführt, die Regel zu verletzen: ein „ehrlicher" Raubzug, wie ihn die Vollbeduinen draußen in der freien Steppe — jenſeits des Jordans und der Berge — wagen dürfen oder wagen durften, das alles gilt in den Räumen ſeines Stammes lange, lange nicht mehr. Was vermag der Menſch? Gott hat ſeine Hand verſchloſſen. So beuge deine Stirn bis auf die Erde und harre vor ſeiner Tür, bis er die Hand wieder auftut. Der Bettler iſt Gottes Gaſt. — Das wäre artrecht wüſtenländiſches Handeln im Elend.

Aber unſer Mann geht einen anderen Weg. Er ſucht mit Menſchenwitz einen Weg durch die Maſchen des göttlichen Regelwerkes, er jagt nach

[1] Vgl. hierzu den 12. Abſchnitt meines Buches „Raſſe und Seele" und die zugehörigen Bilder des gleichen Mannes.

[2] Über den Sinn der Spielregeln wüſtenländiſchen Lebens vgl. mein Buch: „Semiten der Wüſte unter ſich" (Berlin 1937, Büchergilde Gutenberg).

[3] Über Halbbeduinen vgl. oben S. 57.

[4] Im Morgenlande gilt die Geburt einer Tochter als ein Unglück.

Gewinn auf dem verbotenen Weg des Betruges. Er weiß um das Verbot, aber er hört nicht hin. Was wir Gewiſſen nennen, kennt er nicht: ſelbſtändiges Gewiſſen iſt in wüſtenländiſchem Stile nicht möglich. Gott ſpricht nicht von innen, ſondern von außen her: das Wiſſen um ſeinen Willen wirft er zu als Offenbarung, wie er eine Beute zuwirft; aber nicht jedem, ſondern nur ſeinen Auserwählten. Was im nordiſchen Leben das Gewiſſen tut, das tun hier die Geſandten Gottes. Von ihnen erfährt man, was von Gott erlaubt iſt und was nicht. Wer nicht hinhört, verliert die Sicherheit im Leben. Wenn er Gottes Blick nicht fühlt, kann er verbotene Beute machen; trifft ihn Gottes Blick — das heißt, wird er ertappt —, ſo windet er ſich und ſucht das Geſicht zu wahren. Das iſt es, was ſich auf unſerem Bilde abſpielt[1].

Der nordiſche Menſch kann vollendet entgöttert leben, wenn ſchon er damit auf die Unwertſeite gerät. Der wüſtenländiſche Menſch kann es nicht. Er kann ein Schurke ſein wie nur je ein andrer; aber als Schurke iſt er einer, der ſich Gottes Griff entwindet — ein Meiſter vielleicht in dieſer Flucht vor Gott: einer, der ein Leben lang Gott überliſtet. Doch unter Gottes Fluch noch bleibt er bezogen auf Gott — auf den Gott, wie er ihn ſieht. Artrechtes Leben iſt ihm nur möglich als ein Leben im Stande der Ergebenheit in Gottes Willen, und alles Freveln gründet im Frevel gegen die Ergebung[2].

Zum reinen Kapitaliſten eignet ſich der wüſtenländiſche Menſch ſehr wenig. Kapitalsgeſinnung greift über den fallenden Augenblick hinaus; dies iſt zum Beiſpiel im nordiſchen Stile möglich und im vorderaſiatiſchen Stile. Die wüſtenländiſche Seele aber lebt nur im fallenden Augenblicke ſelbſt. Der Augenblick leuchtet jäh auf und verliſcht dann. Der Augenblick kann einen ganzen Raubzug umfaſſen, ein vielgliedriges Gebet, einen Mord aus Blutrache oder — als höchſter Augenblick — eine Offenbarung. Das Wort Augenblick meint hier nicht etwas, das nach dem Zeitbegriff der Uhren meßbar wäre. Es meint die erlebte Zeitform, in der dem Offenbarungsmenſchen jederlei „Beute" zufällt. Wüſtenländiſches Erleben iſt nicht ausgerichtet wie das nordiſche Leiſtungserleben, ſondern punkthaft: aufglühen und verlöſchen. Das aber ſoll nicht bedeuten, daß der Wüſtenländer kein Gedächtnis habe; Gedächtnis iſt eine Eigenſchaft des Einzelmenſchen und hat mit Raſſe nichts zu tun. Das Erloſchenſein, beſſer: das Ausgeſchaltetſein, bedeutet, daß alles, was nicht vom Augenblick ergriffen und durch-

[1] Was ich mit ihm erlebt habe, erzählt mein Buch „Semiten der Wüſte unter ſich", 5. Kap.: Das Mißverſtändnis.

[2] Die Lehre des Islams ſtellt die wüſtenländiſche Erlebensweiſe deutlich heraus. Das Wort islâm bedeutet Ergebung.

glüht wird, zwar nicht aus dem Gedächtnis ausgelöſcht iſt, wohl aber aller Wirklichkeit entbehrt. Für das Wirklichkeitsbewußtſein iſt es ausgeſchaltet: es „iſt" dann nicht. Es kann wieder „ſein" in einem künftigen Augenblicke, aber dazwiſchen iſt keine tragende Verbindung.

Aus dieſer Erlebensweiſe beſtimmt ſich auch, was „wahr" iſt für den wüſtenländiſchen Menſchen und was nicht. Was wahr iſt, wenn der Augenblick aufglüht, deſſen Wahrheit verliſcht auch mit dem Augenblicke: es wird damit nicht unwahr, ſondern es „iſt" dann nicht mehr. Ob es künftig wieder aufglüht, iſt nicht in ſeinem Wahrſein vorgezeichnet: das weiß nur Gott. — Der nordiſche Menſch iſt geneigt, hier von Trug und Lüge zu reden, das heißt, die Sachlage nach ſeinem eigenen Geſetze umzuverſtehen und nach ſeiner eigenen Wertordnung zu werten. Im tätigen Leben kann er nicht anders als ſo. Raſſenſeelenforſchung aber — als Forſchung nordiſchen Stiles — muß ſachlich den artgegebenen Maßſtab jeder Raſſe ſuchen, um damit zu ergründen, was im eigenen Sinne jeder Raſſe artrecht ſei.

Zu reiner Kapitalsgeſinnung eignet ſich eine andere morgenländiſche Raſſe: die vorderaſiatiſche. Ihr Erleben entſpringt aus dem Zwieſpalt zwiſchen „Fleiſch" und „Geiſt" und geht, wenn es artrecht geht, den Weg der Erlöſung vom Fleiſche durch „Vergeiſtigung". Darum nennen wir den Menſchen vorderaſiatiſcher Raſſe den Erlöſungsmenſchen[1]. Der Weg auf der Wertſeite ſeiner artrechten Wertordnung, der Weg der „Vergeiſtigung" vorderaſiatiſchen Stiles, iſt ſchwer und bedeutet ein Leben der Gewaltanwendung am Fleiſche: zum Beiſpiel durch Askeſe oder Einhaltung einer verwickelten Satzung, die in alle Einzelheiten des täglichen Lebens hineingreift. Der Weg auf der Unwertſeite, der zur vollendeten Verfleiſchlichung führt, iſt der Weg der „Sünde" und endet in der Verzweiflung des Erlöſungsgewiſſens: in der „Hölle" vorderaſiatiſchen Stiles. Zwiſchen dieſen beiden gibt es noch einen Weg, der ſehr gangbar iſt und den viele Menſchen dieſer Raſſe gehen. Er führt zu einer Scheinvergeiſtigung des Stoffes durch abſtrakte, ungreifbare Syſteme der Stoffgewinnung. „Geld" hat im Leben des vorderaſiatiſchen Erlöſungsmenſchen einen anderen Sinn und Klang als im nordiſchen Leiſtungsleben: die vorderaſiatiſche Weiſe ſeiner Gewinnung bietet Erſatz (vielmehr: Scheinerſatz) für die echte Vergeiſtigung des Erlöſungsmenſchen, und von ſeinem Beſitze wird ein Schutz erhofft gegen den heimlichen Stachel des Erlöſungsgewiſſens. Wenn der Schutz zu verſagen droht, wird er mehr und mehr verſtärkt: was nach außen als kalte Schachergier erſcheint, iſt von innen beſehen uneingeſtandene Verzweiflung.

Zur vollendeten Kapitalsgeſinnung vorderaſiatiſchen Stiles aber gehört noch eine beſondere Wendung, die eine Folge jener heimlichen Verzweiflung

[1] Vgl. S. 38 und Anmerkung.

iſt: das zehrende Rachebedürfnis gegenüber allem einfach Lebendigen. Hier liegt der Unterſchied von nordiſcher Kapitalsgeſinnung. Der Leiſtungsmenſch als Kapitaliſt kann über Leichen gehen; er ſieht dabei nicht den Menſchen, nur das Hindernis. Der Erlöſungsmenſch als Kapitaliſt braucht Opfer ſeiner Rache: er ſieht das Opfer als Opfer und braucht die Qual des Opfers zur Sättigung des eigenen Haſſes gegen alles naturhafte Leben, das von dem Fluch, an dem er leidet, nicht erfaßt iſt.

Der ſephardiſche Jude, deſſen Antlitz unſer Bild 53 zeigt, iſt ſeiner leiblichen Erſcheinung nach nicht weſentlich vorderaſiatiſch. Er iſt raſſiſch ſo ſehr vermiſcht, daß in den baulichen Linien kein Stil mehr deutlich vorherrſcht und man ihn faſt als raſſelos bezeichnen könnte. Aber die Gemeinſchaft des jüdiſchen Volkes, in der er lebt, iſt — zumal in den Formen ihrer Glaubensübung — ſo ſehr von vorderaſiatiſchem Stile beſtimmt, daß auch er ſeine Züge in vorderaſiatiſcher Weiſe zu brauchen gelernt hat. Was wir hier ſehen, iſt vorderaſiatiſcher Ausdruck in einem faſt raſſeloſen Geſicht. Der Stil des Ausdrucks bricht ſich in den widerſtrebenden Zügen; hierdurch wirkt dieſes Antlitz ſo ſeltſam geſchändet und verpfuſcht.

Ich habe ein Jahr lang im Nachbarhauſe Wand an Wand zu dieſem Manne gewohnt; er lebte dort als einziger Jude in einem arabiſchen Viertel Jeruſalems. So oft ich im Hauſe war, hörte ich morgens lange vor Sonnenaufgang durch die Wand ſeine krähende Stimme, die aus der Bibel oder anderen jüdiſchen Büchern las und ſang. Auch hielt er mit peinlicher Strenge die ganze jüdiſche Satzung des Alltags und des Sabbats. Das Haus, in dem er wohnte, war ärmlich, aber ſein Eigentum; beſſere Häuſer beſaß er in jüdiſchen Vierteln. Bisweilen ſah man ihn beſonders ſchlecht gekleidet und vermummt vom Hauſe gehen. Dann kam er lange nicht zurück. Es war wiſſenswert, wohin er ging und was er trieb; darum folgte ich ihm einmal unbemerkt. Da ſtellte ſich heraus, daß er in der Altſtadt Pfennige bettelte.

Dies ſind die beiden feſten Punkte ſeines Lebens, um die ſein Tun ſich ſammelt: das Buch und das Geld. Die Beziehung beider iſt aus erlöſungsmenſchlichem Stile deutbar; auch der Bettel als Erwerbsform widerſpricht durchaus nicht dem Stile. Buch und Bettel ſind gar wohl vereinbar: der Bettel iſt eine Weiſe des Erwerbens, die vorderaſiatiſchen „Geiſt" nicht von ſeinem artrechten Wege abzieht. Inſofern iſt Schmarotzertum, erlöſungsmenſchlich erlebt, als artrechtes Leben möglich.

Aber im Falle jenes alten Juden lagen die Dinge anders. Sein wirtſchaftlicher Bedarf war ihm geſichert; Bettel war nicht nötig, um den Gang ſeiner „Vergeiſtigung" zu ſtützen. Von außen beſehen, war ihm ein rückhaltloſes Leben im Buche ermöglicht. Der Zwang zum Bettel kam von innen her und hatte andere Gründe als äußere Not und Wirtſchaft. Der

Mann braucht das Geld ganz einfach, um es zu haben: das Haben an ſich und ſelbſt die Handlung des Erbettelns und Erraffens ſind ihm ein Ausgleich und Gegengewicht zu jenem Leben im Buche. Eben deshalb, weil dieſer Menſch, der hier ein ſolches Leben treibt, nicht vom Blute her die Erlöſungslinie hat, die auf Entblutung und Vergeiſtigung der Seele hinzielt; oder weil ſie in ſeiner faſt raſſeloſen Miſchung machtlos und verwiſcht iſt: eben deshalb zwingt er ſie verzweifelt ſeinem Leben auf. Er kennt nichts anderes, es iſt ihm eingedrillt ſeit ſeiner erſten Kindheit. Aber das Leben wehrt ſich gegen die Entſtofflichung und rächt ſich auf ſeltſame Weiſe.

Es iſt das Schickſal eines Raſſeloſen, der raſſiſche Prägung empfängt. Der Stoff kann ſich der Prägung nicht reinlich fügen: es geht nicht ab ohne Bruch und Krampf, und das Ergebnis bleibt bei redlichſter Bemühung immer doch ein Pfuſchwerk. In unſerem Beiſpiel des alten ſephardiſchen Juden führt ein ſolches Bemühen, ſich in ſtilhafte Form zu preſſen, doch zum Teilhaben an der geiſtigen Linie einer beſtimmten Raſſe und verleiht ihm einen Schatten von Kultur. Auch ſeine Unwahrhaftigkeit gewinnt noch etwas von einer raſſiſchen Linie.

Lügt Hagen Tronje aus Gefolgſchaftstreue, ſo lügt der Erlöſungsmenſch aus Treue zum Buche: aus Treue zur geſchriebenen und geheiligten Satzung. Beiderlei Lüge entſpringt auf der Wertſeite einer artrechten Wertordnung und endet dann im Frevel. (Von anderer Lüge niedrigeren Urſprungs, die rein auf der Unwertſeite verläuft, iſt hier nicht die Rede.) Alles werthafte Leben des nordiſchen Leiſtungsmenſchen zielt ins Heldiſche; alles werthafte Leben des Erlöſungsmenſchen gewinnt notwendig einen prieſterlichen Zug. Der Dienſt am heiligen Buche und der Halt am Gelde — dies iſt eine Verbindung aus erlöſungsmenſchlichem Leben; wem ſie gelingt, der iſt im äußerſten Falle Heiliger und Händler zugleich. Die Verbindung iſt ſehr vorbildkräftig und wirkt ſich überall aus, wo raſſiſch unſichere Menſchen unter vorderaſiatiſches Vorbild geſtellt ſind.

Erlöſungsmenſchlicher „Geiſt" ſchafft keine endgültige Wahrheit, die nicht immer „noch wahrer" (das heißt noch verwickelter) werden könnte: was einfach und gerade iſt, das iſt nicht wahr, ſondern ſimpel. Artrechter „Geiſt" erlöſungsmenſchlichen Stiles darf nie müde werden, an jeder Wahrheit immer noch zu tüfteln, weil das Geſchaffene ſonſt ſogleich erſtarrt. Dann liegt es als entleerte Formel da: ein ſinnlos gewordener Buchſtabe, der noch immer den Anſpruch erhebt, das lebendige Leben zu bewältigen und ihm den Unwertſtempel aufzudrücken: „Fleiſch". Aber das Leben bäumt ſich gegen die leere Formel: es rächt ſich an ihr, und die Lüge wuchert.

Das iſt nicht mehr artrechtes, werthaftes Erlöſungsleben; aber es iſt das Leben des geiſtig ſchwachen Durchſchnitts und aller jener Vielen, die

nach erlöſungsmenſchlichem Stile trachten, ohne dazu durchaus vom Blute her beſtimmt zu ſein. Beiſpiele vielgemiſchter, raſſiſch unſicherer Menſchen, die unter vorderaſiatiſchem Vorbild leben, finden ſich nicht nur im Morgenlande, auch nicht nur unter Juden. Sie lernen das Geſetz auswendig, bis es ſinnlos wird; ſie treiben dem Niederſchlag des „Geiſtes" allen Geiſt aus und ſchlagen die tote Formel in das Leben. Das Leben aber wird auf ſolche Weiſe nicht „vergeiſtigt", ſondern es gerinnt nur. Nicht zur Heiligkeit kann ſolches Leben führen, ſondern zur Scheinheiligkeit; nicht von dem Ringen um Erlöſung wird es beſtimmt, ſondern von einer beſonderen nur hier gedeihenden Art von Lüge, die wir die Erlöſungslüge nennen wollen.

Aber ſelbſt in dieſer Lüge ſteckt noch ein Reſt von Stil und alſo von Kultur. Erſt unſere beiden letzten Bilder (54/55) ſind völlig frei von jeder ſtilhaften Linie: wo eine ſolche ſich regt, wird ſie ſofort verwiſcht und ausgelöſcht von widerſtreitenden Linien. Weder in den baulichen Formen noch in der Ausdrucksprägung iſt hier etwas von Raſſe zu entdecken, das nicht ſofort in Frage ſtünde; auch keine Volks- und Stammesprägung läßt auf die Herkunft dieſer Erſcheinung ſchließen. Sie kann faſt von überall her ſein, und keinem Volk und keinem Stamme möchte man den Schimpf antun, ſie ihm zuzurechnen. Ihre Mutterſprache (die ſie gern verleugnet) iſt arabiſch; erzogen iſt ſie in einer Miſſionsanſtalt und ſpricht fließend engliſch. In jüngeren Jahren war es ihr einmal geglückt, einen engliſchen Miſſionar zu ehelichen, nachdem ſie deſſen erſte Frau beſeitigt hatte. Er ſoll noch heute leben — in einem Irrenhaus als unheilbar Erkrankter.

Die Einzelſchickſale dieſer Frau und ihrer Opfer gehen uns hier nichts an. Uns dient ſie nur als Beiſpiel eines Menſchen, in deſſen Blut kein raſſiſches Geſetz mehr gilt, weil allzu viele Geſetze darin durcheinander ſchreien und einander lähmen. Jede Raſſe hat ihr eigenes Wahrheitsbewußtſein, jede Raſſe hat ihren eigenen Stil ſogar des Lügens. Hier aber iſt kein Geſetz mehr, keine Geſtaltung des Lebens, kein Schatten mehr von Geſinnung oder Geſittung: jede Art von Unwahrhaftigkeit ſchießt hier ins Kraut, wenn nur das Wetter warm iſt. Das einzige, was dem Leben eines ſolchen Menſchen noch einen Schein von Geſtalt verleiht, iſt eine gewiſſe Anpaſſung an das, was im Munde der Leute iſt.

Erläuterungen und Zuſätze.

I.

Zur Arbeitsweiſe der Raſſenſeelenforſchung: der Weg des Mitlebens (die mimiſche Methode).

Die Bezeichnung „mimiſche Methode" für die von mir ſeit etwa 15 Jahren ausgebildete Arbeitsweiſe der Raſſenſeelenforſchung (Pſycho-Anthropologie) iſt in jüngerer Zeit mehrfach mißdeutet worden. „Mimiſch" wurde einſeitig auf die Mimik bezogen, worunter man das Spiel des Geſichtsausdrucks verſtand; und da ein Teil meiner Bücher voll von Bildern iſt, die raſſentypiſche Ausdrucksverläufe zeigen, lag es für jeden, der nur blättert und nicht lieſt, gewiß ſehr nahe, ſich unter mimiſcher Methode ſo etwas wie eine Kunſt der Geſichtsausdrucksdeutung zu denken. Hinzu kam, daß ich ſelbſt jene in Reihen geordneten Ausdrucksbilder ſeit 1928 als „mimiſche Reihen" bezeichnete.

Die mimiſche Methode aber iſt älter, und das Wort „mimiſch" zielt nicht auf Mimik, ſondern auf den Mimen. Es wollte ſagen, daß hier ein Verfahren gemeint iſt, das nicht mit mechaniſchen Inſtrumenten vorgeht, ſondern den Forſcher ſelbſt zum Werkzeug ſeines Forſchens macht: vergleichbar der Kunſt des Mimen, der ſeine Werke nicht mit dem Pinſel oder dem Meißel ſchafft, ſondern ſelbſt ſein Werkzeug ſein muß. Das aber ſollte — iſt hier ein Mißverſtändnis möglich? — nicht ſagen, die mimiſche Methode ſei das gleiche wie die Schauſpielkunſt: wie könnte eine wiſſenſchaftliche Arbeitsweiſe je das gleiche ſein wie eine Kunſtübung. Zwei Dinge, die vergleichbar ſind, ſind darum noch nicht das gleiche. Das Wort „mimiſch" ſagt nicht mehr und nicht weniger als dies: wir üben zum Zwecke wiſſenſchaftlicher Forſchung ein Verfahren, dem im Bereiche der Kunſt das Schaffen des Mimen entſpricht.

Nachdem ich ſelbſt dieſe Arbeitsweiſe in verſchiedenen Spielfeldern (Norwegen, Mittelmeerländer, Balkan) ſo weit praktiſch erprobt hatte, daß ihre Möglichkeit und ihre Fruchtbarkeit für mich außer Zweifel ſtand, bekannte ich mich zu ihr erſtmalig 1925 in der erſten Faſſung meines Buches „Raſſe und Seele". Ich verlangte da vom Raſſenſeelenforſcher, daß er jede der

ſeeliſchen Artungen, die er durchleuchten möchte, ſelber müſſe *ſpielen können* wie der Schauſpieler ſeine Rollen (S. 27). Nur ſo werde uns in ſeinem innerſten Zuſammenhange, in ſeiner vollen Tiefe ein fremdes Leben erfaßbar; darüber hinaus ſei nur noch jenes Beobachten und Feſtſtellen möglich, das ja überall möglich iſt: nicht nur an Menſchen eigener oder fremder Raſſe, ſondern auch an Elefanten, Paradiesvögeln und allem, was da kreucht und fleucht. Bloßes Beobachten und Feſtſtellen aber laſſe niemals eine *Innenanſicht* des Lebendigen gewinnen (S. 28).

Was ich hier aus dem Buche von 1925 beigezogen habe, entſpricht noch meiner heutigen Überzeugung. Das gilt freilich nicht von dem ganzen Buch in jener Faſſung. Gern gebe ich zu, daß jugendlicher Unternehmungsdrang mich da und dort übers Ziel hinausſchießen ließ: daß ich manches als Ergebnis vorwegnahm, was dann in jahrelanger Einzelarbeit meiner eigenen Prüfung nicht ſtandhielt. Eben darum ſchrieb ich das Buch im Jahre 1928 faſt völlig neu[1] und gab darin ein beſonderes Kapitel über die mimiſche Methode. Aber dieſes Kapitel ſchöpft die letzten Leiſtungsmöglichkeiten der mimiſchen Methode nicht aus; auch um die menſchliche Bedingtheit und die Grenze dieſer Arbeitsweiſe kümmert es ſich wenig. Es war *vor* der entſcheidenden Bewährung unſerer Arbeitsweiſe geſchrieben: vor der Zeit meines Teilhabens am Leben nordarabiſcher Beduinen, das in die Jahre 1927 bis 1931, zumal in die beiden letzten Jahre dieſes Zeitraums, fiel. Wenn ich das Kapitel trotzdem auch bei ſpäterer Bearbeitung des Buches bis in die letzte Auflage von 1936 faſt unverändert habe ſtehen laſſen, ſo liegt der Grund hierfür in der Geſchichte meiner Zeit, in der ich lebe: ſie forderte meine Kraft und meinen Einſatz dort, wo es um anderes ging als um methodiſche Erwägungen. Es mußte mir genügen, daß ich ſelbſt die Brauchbarkeit der Methode eindeutig erfahren und entſcheidend geprüft hatte — mochte man in ungelüfteten Gelehrtenſtuben von ihr denken wie man wollte. Vordringlich in einem geſchichtlich bedeutſamen Sinne ſchien mir die andere Aufgabe zu ſein, *mittels* der Methode greifbare *Ergebniſſe* zu ſchaffen, die dem Volke dienen; zum Reden *über* die Methode war keine Zeit.

Das iſt zwar auch heute noch nicht viel anders geworden. Aber ich ſtehe mit meiner Forſchung und Forſchungsweiſe heute nicht mehr allein, daher fällt mir die Pflicht zu, auf Fragen Antwort zu geben. Eine dieſer Fragen, die öfters geſtellt wird, iſt die nach der Nachprüfbarkeit der mimiſchen Methode und ihrer Ergebniſſe durch andere.

[1] Auf Wunſch des Verlegers gab ich ihm auch einen neuen Titel (Von Seele und Antlitz der Raſſen und Völker), kehrte aber mit der 3. Aufl. wieder zum urſprünglichen Titel des Buches zurück.

Ich verſuche zunächſt, Weſen und Ausübung der mimiſchen Methode zu beſchreiben. Ich knüpfe dabei an allgemein geübte und anerkannte Verfahren der heutigen Seelenforſchung an. In allen mir bekannten pſychologiſchen Inſtituten und Laboratorien werden z. B. die Verhaltensweiſen verſchiedener Menſchen (Verſuchsperſonen) unter gleichen Umſtänden unterſucht, mit irgendwelchen ſinnreichen Apparaten regiſtriert und womöglich optiſch oder akuſtiſch feſtgehalten. Die „gleichen Umſtände" werden künſtlich herbeigeführt, z. B. wiederum durch Apparate, etwa ſolche, die der Verſuchsperſon einen elektriſchen Schlag beibringen, während gleichzeitig eine photographiſche Aufnahme die Rückwirkung des Schlages im Mienenſpiel feſthält. Der Wert ſolcher Verfahren wird nur ſelten beſtritten, weil eben allerhand „exakt" arbeitende Maſchinchen im Spiel ſind, denen der Zeitgenoſſe gern mehr zutraut als ſich ſelbſt. Und auch wir beſtreiten durchaus nicht, daß dieſer Weg auf beſtimmten Gebieten zu wichtigen und ſehr nützlichen Feſtſtellungen führt.

Doch mag die Frage erlaubt ſein, ob wir auf dieſem Wege — bei aller ſeiner „Exaktheit" — zu ausreichenden raſſenpſychologiſchen Ergebniſſen gelangen, die wirklich in ſtrengem Sinne vergleichbar wären. Jeder Menſch und alſo jede „Verſuchsperſon" lebt in einer anderen Welt, die er mit ſich trägt und aus der er nicht heraus kann. Mit dieſer inneren Welt, die ſeine Bezogenheit auf alles Äußere beſtimmt, betritt er denn auch das Verſuchslokal, das für jeden das gleiche ſein ſoll und wo für jeden die abſolut und meßbar gleichen Umſtände herbeigeführt werden ſollen: jene Umſtände (z. B. der elektriſche Schlag), auf die er nun meßbar und exakt vergleichbar „reagieren" ſoll. Jedoch — hier ſchon entſpringt eine ergiebige Fehlerquelle. Denn für keinen iſt auch nur das Verſuchslokal das gleiche, jedem gibt es ſich anders und fügt ſich anders in ſeine Welt. Der eine nimmt es als etwas Quaſi-Gewohntes, der andere fühlt ſich wie aus ſeiner eigenen Welt geriſſen und hineingeſtoßen in etwas, das ihm feindlich iſt; ein dritter wieder erlebt es in anderer Weiſe. Gleich iſt nur der objektive Raum, in dem aber niemand lebt; der erlebte Raum aber iſt von Menſch zu Menſch verſchieden. Dasſelbe gilt von den „Umſtänden", die nun künſtlich herbeigeführt werden: jedem fügen ſie ſich anders in ſeine innere Geſchichte hinein, jeder gibt ihnen, ſie erlebend, notwendig einen anderen Sinn: für jeden alſo ſind ſie darum andere. Und wenn — was übrigens bisher nie geſchah — hierauf erwidert werden ſollte: „Ganz recht, eben dieſe Verſchiedenheiten ſoll ja der Verſuch erkunden", ſo ſagen wir: Wenn es wirklich dieſe Verſchiedenheiten ſind, die da erkundet werden ſollen, ſo läßt man zu ſolcher Erkundung beſſer jenen ganzen Verſuch beiſeite. Denn die erlebte Welt und innere Geſchichte auch nur eines einzigen Menſchen ſind, wenn überhaupt, dann

beſſer ohne Verſuchslokal und ohne künſtliche Herbeiführungen erforſchbar, ſo brauchbar dieſe bei anderer pſychologiſcher Arbeit ſind.

Dieſe Gedanken ſind ſicher nicht von mir zum erſtenmal gedacht. Neu aber ſcheinen, ſo ſelbſtverſtändlich ſie ſind, jene Folgerungen für die Forſchung zu ſein, die ich vor 15 Jahren aus ihnen gezogen habe. Sie lauten: wenn es um die Erforſchung von ſtammestypiſchen, volkstypiſchen und darüber hinaus von raſſentypiſchen Verhaltensweiſen geht, die letzten Endes in raſſentypiſchen Erlebensweiſen gründen, ſo bleibt nichts übrig, als einen Weg ins fremde Leben ſelbſt zu ſuchen: einen Weg, der dieſes Leben im Zuſammenhange mit ſeiner eigenen Welt enthüllt. Alſo in dieſem Falle nicht Heranholen von Verſuchsperſonen in ein objektiv gleiches Verſuchslokal, das letztlich doch für keinen das gleiche iſt, ſondern Aufſuchen der Menſchen in ihrem eigenen Lebensfelde und Verweilen in dieſem Felde, bis es gewohnt und „natürlich" iſt. Nicht künſtliches Herbeiführen „gleicher Umſtände", die doch im Grunde für keinen die gleichen ſind, ſondern Mitleben am Rande des fremden Lebens ſo lange, daß unzählige Geſchehniſſe unter unzähligen Umſtänden ſich in der Dauer dieſes Mitlebens immer wieder ereignen. Dann vielleicht wird eines Tages der Punkt erreicht, wo wir das Geſetz erfaſſen, das dieſem fremden Leben die Einheit der Geſtalt gibt; und von dieſem Tage an brauchen wir um das Notieren von Einzelheiten nicht mehr beſorgt ſein. Denn was wir dann ergriffen haben, das ſchließt ja alle Einzelheiten, die hier möglich ſind, in ſich ein. Dann nämlich haben wir des anderen Menſchen Lebensrolle begriffen und können ſie, falls wir das Zeug dazu haben, ſpielen: wir kennen das Geſetz ſeines Verhaltens und wiſſen alle ſeine ihm möglichen Verhaltungen unter allen den Umſtänden, die ihm begegnen können, voraus. Zur Lebensrolle eines Menſchen gehört eine beſtimmte Typik von Umſtänden, unter die er notwendig wieder und wieder gerät.

Ich werde das Beiſpiel am beſten aus meiner Erfahrung fremdeſten Lebens wählen: aus der Zeit meiner Beduinenforſchung. (Das iſt freilich ungenau, denn ſo lang ich Beduine ſpielte, war ich deſto weniger Forſcher, je mehr ich Beduine „war".) Zwei Jahre dienten der Einübung der Rolle. Ich weilte in dieſer Zeit nicht durchweg, aber immer wieder wochenlang bei den harmloſeren Stämmen diesſeits des Jordans, die nicht mehr vollnomadiſch leben (während die eigentliche mimiſche Methode erſt in den Gebieten jenſeits des Jordans und weiter hinein entfaltet wurde). Hier erlernte ich die Handhabung des Äußeren: Sprachliches, Gebräuchliches, Koſtümliches; dazu die Gewöhnung an Landſchaft und Nahrung. Hier war ich Beobachter, Feſtſteller, Notierer. Gelegenheit, auch echte Vollbeduinen von „drüben", d. h. vom Oſtjordanlande und weiterher zu ſprechen, zu be-

obachten, auszufragen, bot ſich immer wieder. Gleichzeitig gewöhnte ich mich an das Leben im Zelte und auf der Wanderung, mit den Tieren, die ſtändig nahe ſind, und den Menſchen, die niemals Ruhe laſſen. Das iſt wenig geſagt und enthält doch vieles. Aber mimiſche Methode iſt das alles noch nicht, ſo wenig wie das Lernen und Einüben einer Rolle ſchon dem Spielen der Rolle gleichkommt[1].

Das erſte muß ſein, ſich ſelber gleichſam ſeeliſch zuzubereiten. Was da vor ſich geht, erinnert in manchem an das, was der Bürger erlebt, wenn er Soldat wird. Mit dem Waffenrock fängt es an. Solang er ungewohnt iſt, wirkt er wie eine Verkleidung, und manchem Neuling kommt dabei jenes verlegene Grinſen, das in Europa gegenüber allem Ungewohnten üblich iſt (auch gegenüber ungewohnten Forſchungsmethoden). Doch der Feldwebel ſorgt dafür, daß dieſes Grinſen rechtzeitig aufhört. Das Tragen der neuen Gewandung wird „exerziert". Jedes Kleid, das wirklich Stil hat, will auch getragen ſein in dieſem ſelben Stile. „Vorübergehen in militäriſcher Haltung" wird wochenlang auf dem Kaſernenhof geübt. Anfangs mag es als etwas zwangvoll Künſtliches erlebt werden, mit der Zeit wird es doch natürlich, und bei vielen wirkt es ſchließlich ſo, daß ſie gar nicht mehr anders können. Der Offizier in Zivil wird oft an ſeinem Gange und ſeiner geſamten Bewegungsweiſe erkannt. Doch gibt es auch ſolche, die ſich ein wenig anders bewegen, je nachdem ob ſie den Waffenrock tragen oder den Bürgerrock. Beiderlei Kleid iſt für ſie das Koſtüm einer Rolle: das Anlegen des Koſtüms zieht das Spielen der Rolle nach ſich.

Das gilt auch für den Forſcher, der ſtilfremde Kleidung anlegt, um in ihr die ſtilfremde Rolle einzuüben. In jenen zwei erſten Jahren, die ich großenteils bei Stämmen des diesſeitigen Jordantales verbrachte, konnte ich mich gleichſam als einen Rekruten (oder vielleicht beſſer: als einen Kadetten) des Beduinentums betrachten. Freilich: Vergleiche hinken bekanntlich, und davon macht auch unſer Vergleich keine Ausnahme, der das Einüben einer ſtilfremden Rolle mit dem Exerzieren des Rekruten, der ein Soldat werden will, verglich. Denn die Rolle des Beduinen iſt eben, wie wir ſchon ſagten, von uns aus geſehen ſtilfremd, und die Soldatenrolle iſt es nicht. Der Deutſche, der Soldat wird, wird gedrillt in einem Bewegungs- und Lebensſtile, der ihm zwar bis dahin ungewohnt ſein mag, aber doch nicht entſcheidend fremd iſt; vielmehr ſcheint es im Weſen des Deutſchſeins beſchloſſen zu liegen, daß „wahrhaft deutſch" nur ſein kann, wer im Grunde ſeines Herzens — auch im Bürgergewande — Soldat iſt. Die Erziehung zu einem

[1] Ich habe hierüber einiges in meinem Buche „Semiten der Wüſte unter ſich" (Berlin 1937, Büchergilde Gutenberg) berichtet.

gewiſſen Soldatentume bedeutet alſo für den Deutſchen eine Verwirklichung weſenhafter Möglichkeiten. Iſt er einmal Soldat, ſo iſt er es für immer.

Entſprechendes gilt nicht für den deutſchen Forſcher, der zu Forſchungszwecken Beduine „wird". Er wird da nicht etwas, das er im Grunde ſeines Herzens ſchon wäre. Manches an der neuen Rolle mag anziehend und (ſcheinbar!) vertraut ſein: Reiten und Falkenjagd, ſtändiger Umgang mit Tieren, Kampf und ſelbſt Beute, Wanderung, Verbundenheit mit der Natur. Aber was dort Reiten heißt, iſt ein Reiten in fremdem Stile; die meiſten jener Tiere, vom Kamel bis zur Kleiderlaus, pflegen deutſchen Forſchern wenig vertraut zu ſein und ſind an andere Umgangsformen gewöhnt als unſere Tiere; was dort Kampf heißt, iſt nicht ein Kämpfen in unſerem Sinne, und was dort Beute heißt, hat im Zuſammenhang des Lebens jener Menſchen eine völlig andere (nicht nur eine umfaſſendere, ſondern dem Weſen nach andere) Bedeutung, als es in unſerem Leben haben kann. Und die Verbundenheit mit „der Natur" gehört zwar ganz gewiß zum beduiniſchen Leben, aber „die" Natur iſt dort nicht nur, rein ſtofflich genommen, eine von Grund aus andere als die unſere, ſondern wird auch in völlig anderer Weiſe *erlebt*: nicht nur das Gelände iſt anders, es wird auch anders zur Landſchaft gemacht. Schon darum iſt auch „Wanderung" dort etwas anderes als hier, aber nicht nur darum: ſie wird nicht als Erholung des ſtubenmüden Stadtmenſchen erlebt oder als Lebensfrühling, wie die Wanderjahre des deutſchen Handwerksburſchen (und vielleicht des frühgermaniſchen „Recken"), ſondern iſt der beſtimmende Grundzug beduiniſcher Daſeinsweiſe, naturbedingt und die Natur des Beduinen bedingend.

Das alles zu merken, iſt aber noch keine beſondere Methode nötig: jeder kann es ſpüren, der mit offenen Sinnen und nicht mit dem gezückten Notizbuch des Zeitungsberichterſtatters reiſt. Aber zu merken, daß jemand anders ſei als wir, bedeutet noch nicht, das eigene Geſetz des fremden Seins erkennen. Jeder, der mit offenen Sinnen in dieſes fremde Leben eintaucht, ſpürt auch, daß durch alle ſeine Äußerungen eine einzige Linie hindurchgeht; wie aber die Innenſeite zu dieſen Äußerungen ausſieht, bleibt auch dann noch ein Rätſel, und der Sinn jener Linie erſchließt ſich ſo nicht. Die Frage lautet alſo dann immer noch: Gibt es einen Weg, der auf die Innenſeite des fremden Lebens führt?

Die Antwort lautet: Ja, es gibt dieſen Weg, und zwar führt er gerade von jenen Äußerungen fremden Lebens zu dieſem Leben ſelbſt, deſſen Äußerungen ſie ſind. Vielen Menſchen iſt ein Kunſtgriff des Lebens bekannt (ich ſelbſt fand ihn früh und übte ihn ſchon als Schüler): wer traurig iſt und gerne fröhlich ſein möchte, der zwinge ſein Geſicht und ſeine ganze Leibeserſcheinung zum *Ausdruck* der Freude: zu federndem Gang, zu

Lachen und Augenſtrahlen — und mit dem Ausdruck, je mehr er „natürlich“ geſpielt wird, ſtellt ſich mehr und mehr auch wirkliche Freude ein. Das hängt mit dem Weſensverhältnis zwiſchen Ausdrucksbewegung und ſeeliſcher Bewegtheit zuſammen. Es iſt ein Verhältnis gegenſeitiger Bedingtheit (einen polaren, koexiſtenzialen Zuſammenhang nennt es Philipp Lerſch), der nichts mit Kauſalzuſammenhängen zu tun hat. Hierauf iſt auch von Pſychologen anderer Richtung hingewieſen worden, die vielleicht unſere mimiſche Methode gar nicht kannten[1]; Lerſch hebt ausdrücklich hervor, „daß es unmöglich iſt, gewiſſe körperliche Bewegungen, etwa die des vollen Lachens oder lebhafte elaſtiſche Bewegungen von beſtimmtem Rhythmus zu vollziehen und dabei zugleich, und zwar in ſtrengem Sinne zugleich, traurig zu ſein“[2]. Das Weſensverhältnis zwiſchen Ausdrucksbewegung und ausgedrückter ſeeliſcher Bewegtheit bezeichnet Lerſch auch als „die Relation des Ineinander- und Miteinander-Exiſtierens. Indem gewiſſe körperliche Erſcheinungen ſich vollziehen, der körperliche Zuſtand alſo in ſpezifiſcher Weiſe beſtimmt iſt, realiſiert ſich das, was wir in der Innenſchau als rein ſeeliſchen Zuſtand etwa der Traurigkeit oder der Angſt kennen.“

Daraus folgt: Gelingt es uns, die Äußerungen fremden Lebens natürlich zu ſpielen, ſo ſind wir auf dem Wege zu den Innerungen dieſes Lebens. Wir ſagen: natürlich zu ſpielen, und der Ton liegt auf dem Worte „natürlich“. Die bloße Nachahmung tut's nicht. Das Verfahren kann mit der Nachahmung beginnen, aber auf der Stufe mechaniſcher Nachahmung hat es keinerlei mimiſchen Wert. Erſt wenn die Nachahmung natürlich wird, wenn ſie geſpielt wird, als ob ſie Äußerung wäre, fängt ſie an, nach außen und innen überzeugend zu wirken und zieht dann die weſensverbundenen Innerungen mit ſich. Jeder Schauſpieler weiß das, der Charaktertypen und Geſellſchaftstypen ſpielt. Mag er zunächſt nach Vorlagen des Alltagslebens ſpielen, eines Tages braucht er ſie nicht mehr: das Schema ihres Gebarens, das er auswendig gelernt hat, ruft ihm dann ſogleich die Innenſeite dieſes ſelben Gebarens herbei. Er kann gar nicht anders als z. B. geckenhaft erleben, während er Stimme, Tonfall, Haltung und Bewegung eines Gecken „mimt“. Er kann nicht äußerlich die Haltung eines Gecken annehmen und innerlich die eines Rüpels, denn das „Außen“ und das „Innen“ ſind im Grunde nicht zweierlei, ſondern nur zwei Seiten eines Gleichen[3]. Damit iſt nicht geſagt, daß der Schauſpieler nun in

[1] H. Freyer: Theorie des objektiven Geiſtes. 2. Aufl. Leipzig 1928. Ph. Lerſch: Geſicht und Seele. München 1932.

[2] Lerſch: a. a. O. S. 17.

[3] Vgl. L. F. Clauß: Artreigener und artfremder Ausdruck. (1923, Beiträge zur Philoſophie des deutſchen Idealismus, III, 1.)

ſeinem perſönlichen Weſensgrunde ein Geck „ſei“ (ſo wenig wie ein anderes Mal ein Rüpel); ſeine beſondere Begabung, die er vor anderen voraus hat, erlaubt es ihm aber, zu *erleben, als ob* er ein Geck (und ein anderes Mal ein Rüpel) *wäre*.

Die Begabung des Forſchers, der ſich auf ſolchen Wegen in ſtilfremdes Leben „einlebt“, muß noch weiter reichen. Der Schauſpieler ſpielt ſeine Rolle einen Abend lang; darnach iſt er wieder er ſelbſt. Der ſchlechte Schauſpieler ſucht oft ſeine Ehre darin, mit dem Verlaſſen der Bühne aus der Rolle hinauszuſpringen oder ſelbſt auf der Bühne noch ſeiner Partnerin einen Witz zuzuflüſtern, der nicht zur Rolle gehört. Der Forſcher, der in fremder Gemeinſchaft mitlebt, um nach mimiſcher Methode deren Erlebensweiſe zu ergründen, hat ſolche frechen Möglichkeiten nicht: jeder Mißbrauch ſeiner Rolle wird ſich einmal rächen (wie er ſich an T. E. *Lawrence* nach Jahren noch gerächt hat). Er ſpielt ja nicht Charaktertypen und Geſellſchaftstypen, oder dies alles doch nur eingeſchloſſen in etwas, das tiefer liegt: er ſpielt fremdes Blut. Das fordert vor allem Zeit. Vielleicht gibt es Forſcher, die es künftig ſchneller ſchaffen — bei mir hat es Jahre gedauert. Mit der Kleidung fing es an. Man kann ſie nicht tragen wie einen „Anzug“, der ſich den Gliedern anſchließt: man kann ſie nicht tragen wie die ſtilgemäße Leiſtungstracht des Leiſtungsmenſchen Wer arabiſche Tracht mit der ererbten und gewohnten Gebarung des Leiſtungsmenſchen trägt, bleibt hängen, ſo oft er aufs Kamel ſteigt, und tritt ſich auf der Erde ſtändig auf den Saum. Es läßt ſich leicht merken, wann hier der Punkt der Natürlichkeit erreicht iſt. — Das gilt noch mehr von der ſeeliſchen Tracht: der Sprache. Das gilt von den Bräuchen, die das tägliche Leben durchwalten und an denen der Ungewohnte ſich allſtündlich ſtößt. Gewöhnung will Zeit, und zwar gelebte Zeit, nicht mit der Uhr gemeſſene. Solang der Forſcher noch innerlich die Uhr in der Hand hat, iſt ihm das Tor ins Morgenland verrammelt. Die Rolle des Morgenländers ſpielt in eigenem Zeitbewußtſein, für das die Uhr nur den Sinn eines müßigen Spielzeugs hat.

Der Forſcher ſpielt nicht einen Abend lang und geht dann trinken oder ſchlafen. Schon das Eintauchen ins fremde Leben fordert eine Dauer, die wenigſtens ganze Jahreszeiten umfaßt, ehe ſie Urlaub zuläßt. Noch mehr: die Rolle fordert von ihm, daß er *für die Dauer des Spielens* vor allem *kein Forſcher* ſei. Forſchen im Sinne abendländiſcher Wiſſenſchaft bedeutet: einen Forſchungsgegenſtand ſich gegenüberhalten und an ihm etwas leiſten. Das aber heißt in *nordiſcher* Haltung leben. Nach allem jedoch, was unſere Betrachtung gelehrt hat und unſere Erfahrung beſtätigt, iſt es ganz unmöglich, in innerlich nordiſcher Haltung eine nordfremde Rolle

zu ſpielen — es ſei denn in mechaniſcher Nachahmung, die keine Erkenntnis fördert. Das eigene Weſen iſt für die Dauer des Spielens außer Kraft geſetzt. Es wird nicht ausgewiſcht, es ſchwindet nicht — wer könnte ſein Weſen auslöſchen oder ſeine innere Geſchichte ſtreichen. Das Eigene bleibt, aber es ſpielt nicht mit: es bleibt hinter den Kuliſſen und gewinnt im Spiele keine Geltung. Die Ausübung der mimiſchen Methode verlangt ein weiteſtes Abſtandnehmen vom eigenperſönlichen Geſetze, ein Abſtandnehmen, das vielleicht nur weſentlich nordiſchen Menſchen gelingt. Vom nordiſchen Menſchen jedenfalls verlangt ſie, daß er weſentlich nordiſche Kräfte in ſich aufruft, um durch ſie für die Dauer des Spiels ſein nordiſches Geſetz zu entkräften. Das klingt verblüffend und witzig, iſt aber etwas ſchlicht Erfahrbares. Davon, ob dies gelingt, hängt alles ab, der ganze Erfolg des Spieles. Erſt nachher, wenn das Spiel vorbei iſt und mit dem Koſtüm die Rolle allmählich abfällt, kommt die Zeit (nun wieder Zeit in abendländiſchem Sinne), in der es möglich wird, wieder Forſcher zu ſein und das im Spiele Erlebte zu kritiſcher Sonderung ſich gegenüberzuhalten.

Hier nun erhebt ſich die berechtigte Frage, woran wir denn erkennen, was raſſiſch bedingt ſei an den ſo miterlebten Zügen eigenartigen Lebens und was rein umwelthaft oder ſonſtwie von außen bedingt ſei (das Wort Umwelt jetzt als „Milieu" und nicht im Sinne v. Uexkülls verſtanden). Die Antwort habe ich an anderem Orte gegeben, wo auch der raſſenpſychologiſche Sinn der Worte Stil, Stileinheit und Gezüge erläutert und manches Stück raſſenſtilkritiſcher Arbeit vorgelegt wird[1]. Hier ſei darüber nur das eine geſagt, daß in dieſem Punkte die Raſſenſeelenforſchung nicht ſchlechter, eher beſſer daran iſt als ihre Schweſterwiſſenſchaft, die Raſſenkörperforſchung, d. h. die naturwiſſenſchaftliche Anthropologie, da dieſe es — wenigſtens in der Mehrzahl ihrer heutigen Vertreter — noch ablehnt, ſich bewußt mit der Erfaſſung in ſich ſelbſt einſtimmiger Geſtalten (Stileinheiten) zu befaſſen, während ſie unbewußt und darum unmethodiſch durchaus von der Vorſchau auf ſolche Geſtalten geleitet wird. „Denn wie ſollte, zumal bei der ſo vielfältigen Vermiſchung der menſchlichen Raſſen, jene exakte Forſchung überhaupt einſetzen können, wenn nicht inſtinktiv und vorwiſſenſchaftlich zuerſt Anſchauungen von dieſen Raſſenformen beſtehen?"[2] Statt dieſe Anſchauungen methodiſch zu klären und ſo zur Erkenntnis ſtilbedingter Geſtalteinheiten („Gezüge") vorzudringen, löſt ſie das

[1] L. F. Clauß: Raſſe und Seele. Eine Einführung in den Sinn der leiblichen Geſtalt. 8. Aufl. München 1937. Über den Sinn des Wortes „Gezüge" vgl. Kap. I und 2 des vorliegenden Buches.

[2] K. Hildebrandt: in der Ztſchr. f. d. geſamte Naturwiſſenſch. I, 12, S. 516.

Vorgeſchaute in Einzelmerkmale auf und ſetzt dann dieſe wieder zuſammen, indem ſie für jedes einzelne oder auch einige Gruppen erſt den Ausweis ihrer Erblichkeit in Anſpruch nimmt.

Von dieſem Boden aus wirft man uns manchmal vor, daß wir uns zu wenig mit Erblichkeit beſchäftigen; nur das Erſcheinungsbild ſei mit unſerer Methode faßbar, nicht aber das Erbbild. Wenn irgendein Vorwurf unſere Arbeitsweiſe *nicht* trifft, dann dieſer. Denn während die Raſſenkörperforſchung unbewegte Bilder hinſtellt unter bewußtem (und in ihrem Bereiche vielleicht methodiſch richtigem) Abſehen von allem Ausdruck, ſehen wir die leibliche Geſtalt ausſchließlich unter dem Geſichtspunkt ihrer Bewegbarkeit und des Ausdrucksſinnes aller ihrer Bewegung. Auf dieſem Wege zeigen wir immer wieder, wie bei einzelnen ſcheinbar raſſereinen Menſchen in ihren Bewegungen andersraſſige Züge deutlich werden, die das unbewegte (ſtatiſche) Bild verbirgt, und bereichern ſo zunächſt die Sicht des Erſcheinungsbildes um Züge, die für den naturwiſſenſchaftlichen Raſſenkörperforſcher nur durch ein Studium des Erbbildes auffindbar ſind. Darüber hinaus aber beachten wir das Erbe und die Frage der Ererbtheit und Vererbbarkeit, und zwar in einem zwiefachen Sinne: nicht nur im Sinne der blutlichen Abſtammung allein, ſondern auch im Sinne geſchichtlicher Prägung. Denn auch Geſchichte bedeutet ein „Herkommen" aus einem Bereiche geprägter Form, in welchem durch Vorbildſetzung — alſo durch Erziehung im weiteſten Sinne — entweder geweckt und gefördert oder aber verſchüttet und zur Verkümmerung verurteilt wird, was vom Blute herkommt.

Warum denn auch ſollten dem, der nach mimiſcher Methode gleichſam in Bauſch und Bogen mitlebt, gerade die Abkunftslinien verborgen bleiben, die zu beachten noch innerhalb des Spielens möglich iſt? Wir überſehen in unſerem Spielfeld ganze Stämme und Dörfer; wir leben darin nicht nur mit Altersgenoſſen, ſondern mit Ahnen und Enkeln; von den nicht mehr Lebenden, die noch im Gedächtnis wirken, erhalten wir — ohne Fragebogen — unverlangten Bericht an allnächtlichen Lagerfeuern. Wir können — noch im Verlauf des Mitſpielens ſelbſt und ohne dabei je aus der Rolle zu fallen — unzählige Lebensverläufe überſchauen und ſie vergleichen mit anderen Lebensverläufen, und eben darauf kommt es vor allem an. Denn die raſſiſche Linie des Erlebens wirkt nicht nur in der einzelnen Regung und Bewegung, ſondern gibt auch dem Geſamtbild eines Menſchenlebens die beſtimmende Geſtalt: nordiſches Jungſein und nordiſches Altern hat anderen Stil als das z. B. jener Raſſe, die in beduiniſcher Lebensform „da iſt" und ſich ausdrückt. Nur: ehe wir ſeeliſche Züge auf Erblichkeit prüfen, müſſen erſt ſie ſelbſt in ihrem Weſen voll erkannt ſein. Ehe

nach Erblichkeit gefragt wird, muß man wiſſen, was denn vererbbar ſein ſoll.

Selbſtverſtändlich iſt auch die mimiſche Arbeitsweiſe nicht frei von Fehlerquellen, ſo wenig wie jene eingangs erwähnten Experimentierverfahren. Der Forſcher, der in der Ausübung der mimiſchen Methode ſich ſelber als ſein einziges Forſchungswerkzeug dient, arbeitet nicht „exakt" wie eine Maſchine. Das Abſtandnehmen von der eigenen Perſon, das Außerkraftſetzen des eigenen Weſens und der eigenen ſeeliſchen Geſchichte gelingt nie reſtlos, ſondern nur annäherungsweiſe; Rückfälle in die eigene Lebensrolle ſind möglich. Mit einem Reſte eingemiſchten perſönlichen Anteils muß auch bei ehrlichſtem Forſchen gerechnet werden. Das aber gilt nicht für die Raſſenſeelenforſchung allein, ſondern für alle ihr verwandten Wiſſenſchaften: voran die Geſchichte, zumal die Kunſtgeſchichte, die mit Stilbegriffen arbeitet, welche den unſrigen in entſcheidenden Punkten verwandt ſind[1]. Und immer wird, wie in allen Forſchungsgebieten, eine Verteilung der einzelnen Aufgaben nach den Sonderbegabungen der einzelnen Forſcher nötig ſein: dem einen liegt dieſe Raſſe mehr, dem andern eine andere. (Auch die eigene leibliche Erſcheinung des Forſchers zeichnet ja ſchon gewiſſe Grenzen vor.) Um den Reſt von „Subjektivität", der bei jeder geiſteswiſſenſchaftlichen Einzelarbeit verbleibt, mehr und mehr zu mindern, iſt uns das einfache Mittel an die Hand gegeben, Forſcher von verſchiedener perſönlicher Eigenart und verſchiedener Volkszugehörigkeit in ein und dasſelbe Gebiet (im weiteren Sinne) zu ſenden: was an ihrem Ertrag übereinſtimmt, iſt geſicherter Beſtand der Forſchung. Zuletzt aber iſt zu ſagen, daß ja das Werkzeug, mit dem da gearbeitet wird, nämlich der Forſcher ſelbſt, in ſeinem Eigenweſen doch auch erkennbar und ſomit prüfbar iſt ſo gut wie jeder andere Menſch aus unſerer Welt: der perſönliche Reſt, von dem ſein Forſchungsertrag durchſetzt iſt, iſt feſtſtellbar durch Methoden der Pſychologie genau ſo gut, wie das von anderem Pſychiſchen gilt.

Die ſeltſame Frage aber, ob unſere mimiſche Arbeitsweiſe lehrbar ſei, wird vielleicht beſſer nicht zu laut beim Worte genommen, denn das Geſchlecht der heute Lernenden verſteht dieſe Frage nicht mehr. Ob Lebendiges lehrbar ſei, wird nicht am grünen Tiſch entſchieden, ſondern durch die lebendige Handlung. Die aber iſt im Gange und beweiſt ſich ſelbſt.

[1] Vgl. L. F. Clauß: Das Verſtehen des ſprachlichen Kunſtwerks. Ein Streifzug durch Grundfragen der verſtehenden Wiſſenſchaften. Halle 1929, Feſtſchrift Huſſerl (Ergänzungsband zum Jahrbuch für Philoſophie und phänomenolog. Forſchung).

II.

Anmerkungen von Mitarbeitern.

Zu S. 7: Erfahrung im fremden Volke ſchafft neues Verſtehen des eigenen Volkes. Vergleichende Völkerkunde und Kulturgeſchichte — ſoweit ſie lebendige Ausdruckswiſſenſchaft darſtellen — ſind unentbehrliche Bauſteine beim Aufbau der Raſſenſeelenkunde, deren Ergebniſſe jene ihrerſeits in ſteigendem Maße verwenden.

Zu S. 7: Begriff „Charakter". In bewußter Abſicht wird nicht vorwegnehmend eine Begriffsbeſtimmung des Wortes „Charakter" gegeben, ſondern wird der Sinn dieſes Wortes aus der Fülle lebendiger Beiſpiele erarbeitet.

Zu S. 8: Ruhe des Sehens gehört zur gründlichen pſychologiſchen Erforſchung jedes auserleſenen Einzelfalles. Vgl. P. Schröder, Charakter-Erb-Lehre in „Der Nervenarzt", 8. Jg. 1935, H. 4: Seine Forderung „intenſiver Einzelforſchung", wie er ſelbſt ſie in ſeinen Jugendlichen Abteilungen (a. d. Pſychiatr. u. Nervenklinik zu Leipzig) durchführt; v. ſelben Verf.: Kindliche Charaktere und ihre Abartigkeiten, Breslau 1931. Vgl. ferner B. Berlit, Erblichkeitsunterſuchungen bei Pſychopathen, Z. Neur. 134, 438 (1931): Sein Hinweis auf die Notwendigkeit, den einzelnen zu unterſuchenden Fall möglichſt genau perſönlich kennenzulernen. Vgl. auch G. Pfahler, Vererbung als Schickſal, Lpz. 1932: Seine Dauerbeobachtungen an Einzelmenſchen.

Zu S. 10/11 u. S. 82ff.: Seeliſche Eigenſchaften, Merkmale, Begabungen. Über die wiſſenſchaftliche Unzulänglichkeit dieſer Begriffe auch zur Beſtimmung der pſychiſchen Erblichkeit vgl. B. Petermann, Das Problem der Raſſenſeele, Leipzig 1935, S. 173/74. L. F. Clauß, Die nordiſche Seele (6. Aufl. S. 44), ſprach von „währender Haltung" an Stelle der raſſenpſychologiſch unzulänglichen „Eigenſchaft"; Petermann (a. a. O.) betont die Notwendigkeit auch für die Erbpſychologie, die „ſeeliſchen Eigenſchaften" auf eine „innere Haltung" zurückzuführen, ſo wie die „Begabungen" auf tiefere ſeeliſche Bezirke. Über die Gebundenheit des Begriffs „Begabung" an eine beſtimmte Auffaſſung von Kultur vgl. L. F. Clauß, Raſſe und Seele (8. Aufl., München 1937, S. 169ff.).

Zu S. 12ff.: Die Erforſchung der verſchiedenen Arten, Welt aufzufaſſen, zu geſtalten und ſich in dieſer und zu dieſer zu verhalten, gehört zu den vor-

nehmſten Aufgaben der vergleichenden Völker- und Raſſenſeelenkunde. Zur klaren Trennung der verſchiedenen Verhaltensweiſen dient zum Beiſpiel die — „experimentelle" oder „fiktive" — Herſtellung möglichſt entſprechender Umweltsbedingungen zur Vergleichung des Verhaltens verſchieden Gearteter unter gleichen Bedingungen. Vgl. hierzu J. v. Uexküll und G. Kriſzat, Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menſchen, Berlin 1934.

Zu S. 16ff.: Raſſenſeelenforſchung muß notwendig auch Ausdrucksforſchung ſein. Als ſolche ſteht ſie in einem geiſteswiſſenſchaftlichen Zuſammenhange mit der von Ludwig Klages begründeten Charakterforſchung. Beide Zweige der Ausdruckswiſſenſchaft ſind unabhängig voneinander gewachſen. Deſto bedeutſamer zeigen ſich im Fortgange beider Forſchungen gewiſſe Übereinſtimmungen in den wiſſenſchaftlichen Vorausſetzungen und Zielen. Die Charakterforſchung begann wie die Raſſenſeelenforſchung mit einer Reinigung der pſychologiſchen Frageſtellung ſelbſt als nächſter Aufgabe. Von hier aus führte auch ihr Weg — als ſei dieſer unumgänglich — zu einer entſprechenden Abgrenzung der pſychologiſchen Arbeitsweiſe gegen die naturwiſſenſchaftliche und weiterhin zu einer entſprechenden Erfaſſung der ſeeliſch-leiblichen Lebensganzheit. — Die tieferen Gründe ſolcher Verwandtſchaft des Forſchens liegen heute klarer zutage als in den Jahrzehnten einſamer Arbeit. Beide Forſchungszweige ſind aus der gleichen Not und Notwendigkeit einer Zeitwende entſprungen: die damals herrſchende naturaliſtiſch-mechaniſtiſche Pſychologie zu überwinden durch Kampf um die Wirklichkeitsnähe des ganzen Menſchen in ſeiner ſeeliſch-leiblichen Einheit. Vgl. Ludwig Klages, Ausdrucksbewegung und Geſtaltungskraft, Leipzig 1923, S. 16: „Wenn alſo, wie die Naturwiſſenſchaft behauptet, die körperlichen Vorgänge der ganzen Welt eine geſchloſſene Urſachenkette bilden, ſo bleibt in ihr auf alle Fälle kein Platz mehr übrig für unmeßbare Seelenvorgänge ... Der Leib iſt die Erſcheinung der Seele, die Seele der Sinn des lebendigen Leibes."

Zu S. 20ff.: Die Ausdrucksbilder ſind für die Raſſenſeelenlehre nicht Erweismittel, ſondern Darſtellungsmittel (vgl. die Ausführungen über die Bilder auf S. 34). Sie ſind der ſichtbare Niederſchlag der Erfahrung typiſcher Einzelfälle. Sie können dieſe Erfahrung nicht erſetzen — bei der Deutung muß wieder und wieder auf das Miterlebte zurückgegriffen werden — wohl aber können ſie das Erfahrene feſthalten und dem Lernenden vermitteln helfen. Über den Wert der Mimiſchen Bilderreihen als Lehrmittel der Raſſenſeelenkunde vgl. L. F. Clauß, Raſſe und Seele, S. 121f. Zur allgemeinen Ausdrucksdeutung vgl. die Arbeiten aus dem Rieffertſchen Arbeitskreiſe; zur Mimik: Ph. Lerſch, Geſicht und Seele, München 1932, zur „Körpergebärde": H. Strehle, Analyſe des Gebarens, Berlin 1935. Zur Ausdrucksbewegung vgl. ferner Rudolf Bode, Aufgaben und Ziele der rhythmiſchen Gymnaſtik, München 1933.

Zu S. 38: Verwirrung morgenländiſchen Kulturbewußtſeins. Vgl. L. F. Clauß, Levantiſierung, Zſchr. f. Menſchenkunde, 4. Jg., H. 2; ferner Raſſe und Seele, S. 128.

Zu S. 44: Prüfung ſtilreiner Einzelgeſtalten auf Erbfeſtigkeit kann nicht Aufgabe der Raſſenſeelenforſchung ſein. Vgl. Raſſe und Seele, S. 28/29. Den Nachweis der Erbfeſtigkeit im Einzelfalle und der grundſätzlichen Vererbbarkeit von Raſſenſtilen zu erbringen, iſt Aufgabe der Vererbungswiſſenſchaft, im Falle ſeeliſcher Stile: der Erbpſychologie, die bereits am Werke iſt. Vgl. die erbpſychologiſchen Unterſuchungen Rüdins und ſeiner Schule, zum Beiſpiel auf pſychopathologiſchem Gebiete von Baeyer und Berlit, auf kriminalpſychologiſchem Gebiete Stumpfl. Vgl. auch B. Petermanns Ausführungen über die Mängel gewiſſer ſtatiſtiſcher Methoden, die mit „ſeeliſchen Eigenſchaften" rechnen wie mit körperlichen. (Das Problem der Raſſenſeele, 3. Kap.); dagegen die Unterſuchungen aus dem Kroh-Pfahlerſchen Arbeitskreiſe, in denen Eigenſchaften auf Grundfunktionen zurückgeführt werden.

Zu S. 46/47: Verwandtſchaft zwiſchen nordiſchem und fäliſchem Stile. Vgl. Raſſe und Seele, S. 43, dazu die Folgerung H. Burkhardts: daß beide Stiltypen durch Selbſtändigkeit gegenüber der Außenwelt kennzeichnend verbunden ſind. H. Burkhardt, Endogene Pſychoſe bei nordiſcher Raſſe. Z. Neur. 153, 2, S. 175.

Zu S. 58: Lebensmächtigkeit iſt demnach eine von jenen Eigenſchaften, die in Weſensbeziehung zum Stilgeſetz der nordiſchen Raſſe ſtehen. (Vgl. Raſſe und Seele, S. 19 und das 12. Kap.: „Stilgeſetz, Eigenſchaft, Anlage.") Dies ſchließt nicht aus, daß in Sonderfällen dieſe Eigenſchaft in einer einzelmenſchlichen Charakteranlage fehlt oder von einem übermächtigen Schickſal erdrückt worden iſt. Hier liegt eine Quelle ſeeliſcher Erkrankung mancher rein nordiſchen, doch nicht voll nordiſchen Seele.— Über „Lebenshemmungen" infolge von „Wirbruch" in früher Kindheit vgl. F. Künkel, Charakter, Wachstum und Erziehung, Leipzig 1934, 5. und 6. Kap. — G. Pfahlers Begriff der „vitalen Energie" ſcheint etwa unſerem Begriff der „Lebensmächtigkeit" zu entſprechen. Ebenſo entſpricht Petermanns allgemeine Hervorhebung derjenigen Eigenſchaften, die auf das „vitale Erbgefüge" zurückzuführen ſeien, auf raſſenſeelenkundlichem Gebiete der Herausheben derjenigen Eigenſchaften, die auf das Stilgeſetz zurückweiſen.

Zu S. 79—81: Die Bedeutung des inneren Vorbildes wurde von der Pſychoanalyſe, ſolange ſie den Umwelteinfluß überſchätzte, zwangsläufig überſehen. Denn das Daſein oder Fehlen eines inneren Vorbildes läßt ſich nicht aus dem Einfluß der „zufälligen" Umwelt eines Menſchen verſtehen. Vielmehr entſpringt es der raſſenſeeliſchen Verfaſſung der Volksgemeinſchaft und ihrer verſchiedenen ſeeliſch-leiblichen Ausprägung in den verſchiedenen Gebieten und Kreiſen des Volkes, auf die im Rahmen dieſes Buches nicht

näher eingegangen werden kann. Erſt C. G. Jung hat in Geſtalt ſeiner „Archetypen“ (Urbilder) einen Schritt über Freud und Adler hinaus gewagt, der ihn der Völker- und Raſſenſeele ein Stück näherbringt. — Auch die experimentelle Pſychologie, die vorwiegend im Laboratorium arbeitet, geht leider an ſolchen Tatbeſtänden leicht vorbei, die aus Lebenserfahrung inmitten des eigenen Volkes und der fremden Völker gewonnen worden ſind. In jedem Laboratorium beſteht die Gefahr, daß das wirkliche Leben eingeengt, in vorbeſtimmte feſte Formen hineingepreßt wird. Ein ſtarkes und erfolgreiches Bemühen, das pſychologiſche Laboratorium dem wirklichen Leben anzupaſſen, ſtatt umgekehrt das Leben dem Laboratorium, finden wir in der Leipziger Schule Felix Kruegers.

Zu S. 79—81: Nachdem die ſelbſtverſtändliche Geltung nordiſchen Vorbildes in weiten Kreiſen des deutſchen Volkes einmal erſchüttert war, iſt dieſes Vorbild neu wachgerufen worden durch eine verantwortungsbewußte Raſſenforſchung in Zuſammenarbeit mit einer klaren und feſten politiſchen Führung. „In unſeren Augen, da muß der deutſche Junge ſchlank und rank ſein, flink wie Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppſtahl.“ Dieſer Ruf ergeht an Seele und Geiſt der Jugend genau ſo ſtark wie an den Körper. Was nicht mehr ſelbſtverſtändlich da war, das muß nun bewußt geübt werden. Wo dies in der rechten Weiſe geſchieht — ohne Gewaltanwendung von außen, welche den jungen noch unentwickelten nordiſchen Menſchen zum Widerſtand herausfordert —, da kann nordiſches Vorbild wieder ſelbſtverſtändlich werden wie einſt in Zeiten der Vorbildklarheit. Vgl. hierzu Raſſe und Seele, S. 44/45. Vgl. ferner Max Simoneit, Die Bedeutung der Lehre von der praktiſchen Menſchenkenntnis, Einleitung für das Geſamtwerk der wehrmachtspſychologiſchen Arbeitsgemeinſchaft, Berlin 1934, S. 23/24.

Zu S. 80: „Artrecht“ und „raſſenrein“. (Vgl. L. F. Clauß, Die nordiſche Seele, S. 43: „Artliche Sollgeſtalt.“) Der Mangel an einer reinlichen Scheidung dieſer beiden Begriffe iſt weſentlich mitſchuldig überall da, wo Raſſenkunde zum „Raſſenfimmel“, Nordiſche Bewegung zum „Nordfimmel“ entartet. Die Raſſenzugehörigkeit wird in dieſem Falle allzu leicht als Aushängeſchild und zur Anmaßung beſonderer Rechte mißbraucht. „Raſſenreinheit“ iſt zwar als ein Geſchenk Gottes zu werten, bürgt aber durchaus nicht ſchon durch ſich ſelbſt für ſittliche „Hochwertigkeit“, ſondern legt Pflichten auf und ſchafft Verantwortung.

Zu S. 81: Zum Verſtändnis nordiſcher Möglichkeiten gewiſſer Entgleiſungen und Erkrankungen — „fortſchreitende Beziehungsloſigkeit“, „Vorbeileben am Leben“, „die eigene Welt wird dem Zugriff entrückt“ — vgl. H. Burkhardt, Endogene Pſychoſe bei nordiſcher Raſſe, Berlin 1935, Z. Neur. 153, 2, wo die Zuſammenhänge zwiſchen Charakteranlage, raſſenſeeliſcher Anlage und Pſychoſe beleuchtet werden. Vgl. hiermit vom ſelben Verf., Studie über endogene Pſychoſen bei Juden, Z. f. d. g. Neur. u. Pſych. 153, 1931.

Zu S. 82: Vererbbares Geſtaltgeſetz. Das Wort „Geſetz" will hier die Weſensbetrachtung und Geſamtauffaſſung betonen im Gegenſatz zu der atomiſtiſch-mechaniſtiſchen Einſtellung auf Einzelerſcheinungen. B. Petermann (a. a. O.) betrachtet als Urſprung der atomiſtiſchen Methode in der ſomatiſchen Raſſenkunde den Inhalt der Mendelſchen Geſetze (freie Gen-Kombination), der als Ausgangspunkt der Beweisführung zu moſaikartigem Aufbau zwinge. Derſelbe Verf. zeigt ſodann die Umwendung zu einem ganzheitlichen Verfahren, wie ſie ſich in der weiteren Entwicklung der Erbbiologie vollziehe (ausgehend von der Entdeckung der Gen-Koppelung). — Innerhalb der Pſychologie ſind für das ganzheitliche Verfahren die Forſchungen Felix Kruegers und ſeiner Leipziger Schule bahnbrechend geworden.

Zu S. 83 u. S. 86 ff.: Nordiſche Möglichkeit der verſteckten Unaufrichtigkeit aus innerer Unſicherheit. Vgl. W. v. Baeyer, Zur Genealogie pſychopathiſcher Schwindler und Lügner. v. Baeyer vereinigt pſychologiſche Geſichtspunkte mit erbbiologiſchen und ſieht in der „Ungebundenheit" (im Sinne von Haltloſigkeit) „das führende Strukturelement im Perſönlichkeitsaufbau des pſychopathiſchen Schwindlers und Lügners".

Zu S. 87 ff.: „Freunde und Unfreunde" im frühgermaniſchen Sinne: Vgl. A. Heuslers Schrift „Germanentum", Heidelberg 1934, S. 60.

Zu S. 88 ff.: Kapitaliſtiſcher Eroberer in nordiſchem Stile. Auf der immer noch beliebten Verwechſlung von „artrecht" und „raſſenrein", von Vorbild und Wirklichkeit, beruht auch das grobe Mißverſtändnis, die Raſſenſeelenkunde hätte je den nordiſchen Welteroberer als artrechtes Vorbild des deutſchen Menſchen empfohlen. Wahr iſt, daß ſie — erſtmalig vom raſſiſchen Standpunkte aus — die nordiſche Weiſe der Welteroberung als das gezeichnet hat, was ſie wirklich iſt: eine Gefahr, die vornehmlich die nordiſche Seele ſelbſt in ihrem Beſtande bedrohe. Raſſenſeelenforſchung hat vor dieſer Gefahr an den Grenzen nordiſchen Weſens gewarnt, ſolange ſie beſteht. Vgl. L. F. Clauß, Die nordiſche Seele, 1. Aufl., Halle 1923, S. 162 f. und S. 222 f. (5. Aufl., München 1936, S. 31—33), ſowie „Raſſe und Seele", S. 10, S. 31 und S. 182. — Die heutige Führung des deutſchen Volkes hat dieſe Gefahr des zum Kapitaliſten entarteten nordiſchen Menſchen als die Gefahr der Mechaniſierung des Abendlandes erkannt. Sie hat auf Grund dieſer Erkenntnis den Weg von Geld und Maſchine zurück zu Boden und Seele des nordiſchen Menſchen gewieſen. Erſtmalig unter den Völkern des Abendlandes hat ſie ſomit die drohende Gefahr der völligen Entſeelung der Welt durch das Kapital gebannt. Dieſe Grundauffaſſung wird ſeit Jahren beſonders klar ausgeſprochen in den bekannten raſſenpolitiſchen Schriften von W. Groß und Werken von R. W. Darée.

Zu S. 100: Erlebte Zeitform. Vgl. K. Graf v. Dürckheim, Grundformen gelebter Zeit (aus Bericht üb. d. XIII. Kongr. d. Deutſchen Geſ. f. Pſychol. 1933), Jena 1934; vgl. hierzu v. ſelben Verf.: Unterſuchungen zum gelebten Raum, N. Pſ. St. VI/4, 1932.

Zu S. 101—104: „Vergeiſtigung" durch das Buch. Vgl. hiergegen die nordiſche Auffaſſung von den Grenzen der Geiſtesbildung: W. Hartnacke, Naturgrenzen geiſtiger Bildung, Leipzig 1930; Arthur Hoffmann, Kulturgut und Schule. Vom Geiſte der Bildung. Erfurt 1925; Hans F. K. Günther, Die Verſtädterung, Leipzig 1934, S. 27ff. über Bildung und Technik; Ernſt Krieck, Muſiſche Erziehung, Leipzig 1933; Albert Mähl, Niederdeutſche Art und Sprache. Ein Bekenntnis. Lübeck 1933, S. 10ff.: „Es iſt die große Wahrheitsfälſchung des Intellekts, daß er mit ſpitzfindiger Technik der Wortbarkeit das ſichere Gefühl für das Wahre zerredet."

Zu S. 104: Stilloſigkeit und Kulturloſigkeit. Bekannt iſt die Auffaſſung von Kulturloſigkeit als Folge der Raſſenmiſchung bei Alfred Roſenberg und Paul Schultze-Naumburg. Vgl. ferner: E. Rothacker, Geſchichtsphiloſophie, München/Berlin 1934: Seine Auffaſſung von Kulturen als Lebensſtilen, die das Verhalten und die Haltung menſchlicher Gemeinſchaften widerſpiegeln; Arthur Hoffmanns pſychologiſch-pädagogiſche Unterſuchungen zu Sinn und Geſinnung, zu Seele und Kultur, in ſeinen erziehungswiſſenſchaftlichen Schriften (Verlag Stenger, Erfurt); auf religionsgeſchichtlichem Gebiete die bekannten Arbeiten von W. Erbt und B. Kummer; ferner W. Erbt, Weltgeſchichte auf raſſiſcher Grundlage, Frankfurt 1934; vgl. hierzu die Schrift „Raſſe und Glaube" von Prinz F. W. zur Lippe, Stuttgart 1934.

Zu S. 104: Das Hin- und Hergeriſſenwerden des Raſſeloſen verhindert jegliche Heranbildung eines Eigenweſens, geſchweige denn eines „ſittlichen Charakters". Von hier aus fällt Licht auf die Weſensbeziehung zwiſchen Raſſenſtil und Charakter, die im 2. Teile dieſes Buches herausgearbeitet wird. Vgl. hierzu: P. Schröders grundſätzliche Erörterungen über den Zuſammenhang von Charakter und Verbrechen in „Der Pſychopath vor dem Strafrichter", Mſchr. f. Krim.-Pſych. u. Strafrechtsreform, Jg. 25, 1934; Wilhelm Hildebrandt (und H. Herling), Raſſenmiſchung und Krankheit, Stuttgart/Leipzig 1935.

Einbandentwurf: Hans Bohn, Frankfurt a. M.
Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg (Thür.).

Von

Ludwig Ferdinand Clauß

ſind ferner folgende raſſenſeelenkundlichen Werke erſchienen:

Raſſe und Seele

Eine Einführung in den Sinn der leiblichen Geſtalt. Mit 176 Abbildungen. 8. Auflage. München 1937, J. F. Lehmanns Verlag.

Die nordiſche Seele

Eine Einführung in die Raſſenſeelenkunde. Mit 24 Kunſtdrucktafeln nach eigenen Aufnahmen des Verfaſſers. 6. Auflage. München 1937, J. F. Lehmanns Verlag.

Raſſe iſt Geſtalt

Mit 6 Bildern nach eigenen Aufnahmen des Verfaſſers und 4 Seitenriſſen. Schriften der Bewegung, herausgegeben von Reichsleiter Philipp Bouhler, Heft 3. München 1937, Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf.

Semiten der Wüſte unter ſich

Miterlebniſſe eines Raſſenforſchers.
Mit 36 Kunſtdrucktafeln nach eigenen Aufnahmen des Verfaſſers.
Berlin 1937, Büchergilde Gutenberg.

Angewandte Rassenseelenkunde in der Geschichtsbetrachtung!

Weltgeschichte auf rassischer Grundlage

Von Wilhelm Erbt

4., erweiterte Auflage 1936. XII und 427 Seiten. 16 Bildtafeln.

In Leinen RM. 6.80

Dieses Buch – erstmalig 1924 erschienen – ist die erste Weltgeschichte auf rassischer Grundlage, die die gesamte Entwicklung der Menschheit von den Uranfängen bis zur Gegenwart als die leibliche und seelische Auseinandersetzung ihrer Rassen behandelt.

Die Reichswaltung des Nationalsozialistischen Lehrerbundes gab am 21. Juli 1936 folgendes Urteil ab:
Der Verfasser hat sein Werk bereits 1924, also in Deutschlands tiefster Verfallzeit, erscheinen lassen, bewußt als ein kämpferisches Buch für völkisches und rassisches Denken. Es ist auch heute nach zwölf Jahren unvermindert wertvoll und in der Hand des deutschen Erziehers ein vorzügliches Mittel, sich die überragende Gewalt rassischen Wirkens im Verlaufe der Weltgeschichte gründlich vor Augen zu führen.

Eine grandiose Schau einer „Weltgeschichte auf rassischer Grundlage" gibt Wilhelm Erbt in seinem gleichnamigen Buch, das im Armanen-Verlag in Leipzig erschienen ist. Jeder Deutsche, der die Ereignisse der Weltgeschichte gestern und heute mit wachen Augen verfolgt, sollte dieses Werk lesen, das zum ersten Male die Rassen zum Ausgang der Reichsgründungen und Kulturen nimmt. Erbt schildert in leicht verständlicher und klarer Sprache zunächst die Urzeit und spricht dann von den morgenländischen Reichsgründungen. Große Übersichten über die ostasiatischen Mächte China und Japan schließen sich an. Vom Mittelmeer, Griechenland und Rom führt der Weg zum fränkischen Weltreich, zur Kultur des Abendlandes. Ausführlich berichtet dann Erbt über die Frühzeit und die Entwicklung des Nordlandes, führt dem gebannt folgenden Leser die Kämpfe um die drei Reiche vor Augen und schließt mit dem Beginn der gewaltigen Entwicklung des Dritten Reiches. Das Buch ist ein großartiger Wurf und sichert ihm seine Stellung zwischen den besten Geschichtswerken, die wir besitzen. Der Mitteldeutsche

Armanen-Verlag · Leipzig und Frankfurt am Main

Ersatz.

(Urstück durch Wasserschaden vernichtet.)

Lp. Dez. 38/Jan. 39 Gel.